



felix weinold | heads & heroes

149 15

Erwählung gibt es nur
wenn die ewige Gültigkeit hat



Erwählung gibt es nur
wenn die ewige Gültigkeit hat



Georg Baselitz: Die Helden - Ausstellung
RUDOLF SPRINGER
zeigen vom 29. Januar
BASEL



Azawakh, Rudo, T Quashh

Erwählung gibt es nur
wenn die ewige Gültigkeit hat



Erwählung gibt es nur
wenn die ewige Gültigkeit hat



Georg Baselitz: Die Helden - Ausstellung
RUDOLF SPRINGER
zeigen vom 29. Januar
BASEL



Azawakh, Rudo, T Quassh

FELIX WEINOLD

HEADS & HEROES
IRISCHES TAGEBUCH



„Since when“, he asked,
„are the first line and last line of any poem
where the poem begins and ends?“
Seamus Heaney

11. September 2017
Tag eins.

Ich verabschiede mich von Marion und Moritz; er ist noch nicht richtig wach und riecht gut nach Schlaf, Bett und Gemütlichkeit.

Vor mir liegen vier Wochen Stipendienaufenthalt im Tyrone Guthrie Center, Annaghmake-rig, Irland. Ich will die Zeit nutzen, um zum ersten Mal seit der Akademiezeit einen Monat lang nichts anders zu machen als Kunst.

Im Bus des Flughafentransfers sitzt nur ein weiterer Passagier. Er hat gleich nach dem Einsteigen ein Telefonat begonnen, das sich um eine Software zur Erfassung und Logistik von Paletten dreht. Es geht um eine Eingabemaske *for incomplete paletts*, um *finishing lines*, um die Frage, wie der Fall gehandhabt wird, wenn eine Palette erst entnommen, komplet-tiert und dann wieder eingefügt wird. Es wird über den Probelauf-Report gefachsimpelt, und mit zunehmender Länge des Gesprächs wandelt es sich von sachbezogen und infor-mationsreich zum Tratsch von zwei Waschweibern. Männer, die einander wohligh verbal auf die Schulter klopfen, erreichen den Standard an Geplapper, der klischeehaft gerne Frauen zugeordnet wird, mit Leichtigkeit. Selbst als die Verbindung einige Male abreißt und ei-gentlich alles gesagt scheint, ruft immer einer den anderen wieder an, um weiterzuspre-chen. Das Gespräch endet erst kurz vor Erreichen des Flughafens. Wenn man annimmt, dass es sich um zwei gut bezahlte Spezialisten handelt, und weiterhin vermuten darf, dass derlei Gespräche zur gleichen Zeit sehr zahlreich stattfinden, drängt sich die Idee auf, dass ein riesiges Potenzial für Effizienzsteigerung (oder Freizeit) in einer einfachen Formel steckt: Weniger quatschen, mehr tun.

Am Flughafen ein anderer Businessman, mit Freisprechclip am Ohr (eine der peinlichsten Arten, in der Öffentlichkeit zu telefonieren), im Vorübergehen ist zu hören: "... was den An-dreas betrifft, so muss ich sagen: Den kriegt man schon hin. Aber was der Andreas nicht ist: Der ist kein pusher ..."

Im Wartebereich ein dringender *last call* für einen Rumänienflug. Wo sind diese Passagiere, die ja wohl schon durch die Passkontrolle gegangen sein müssen, und zahlreich beim zweiten Mal persönlich aufgerufen werden, weil ihr Flug schließt? Alle gemeinsam auf der Toilette, einer in der Kabine, alle anderen mit verkniffenem Gesicht in Reihe davor? Weil sie



TYRONE GUTHRIE CENTER, Ateliergebäude

alle am gleichen Imbiss Brötchen mit Ei gegessen haben? Wie schnell wirkt Salmonellose? Ein dritter Aufruf: Es wird angedroht, ihr Gepäck zu entladen.– Inzwischen ist das Buchen eines normalen Fluges ein hartes Ringen zwischen dem Kunden, der, da inzwischen in der Lage, ausführlich nach der günstigsten Konstellation zu recherchieren, nach einem Schnäppchen jagt, und der Fluggesellschaft, die versucht, ihn übers Ohr zu hauen, indem sie zum scheinbar günstigen Basispreis nichts anderes gewährt als einen Sitz, der so eng an die nächste Reihe gerückt ist, dass man nur mit hochgeklemmten Knien, die Füße in der Luft baumelnd, darin Platz findet. Alles andere muss zusätzlich bezahlt werden: das Auswählen eines Platzes beim Einchecken (das man selbst vornimmt, und der Gesellschaft damit sparen hilft), das Priority-Boarding, das aufgegebene Gepäck, das Essen, das Trinken. Zum ersten Mal bekomme ich beim Dublin-Flug nicht mal ein Glas Wasser umsonst. Früher war Fliegen eine Highclass-Angelegenheit, und Stewardessen waren Prinzessinnen der Lüfte. Inzwischen sind sie irgendwas zwischen Busschaffnerinnen und Shoppingkanal-Präsentatorinnen.

Ein wartender Passagier scrollt mit der Hand, die das Handy hält, durch die Informationen auf dem Bildschirm und reibt mit dem Daumen der anderen über seine Stirn, als wolle er synchron durch seine Gedanken scrollen.

Ich erinnere mich, dass auf den frühen Reisen mit meinen Eltern in den Gasthäusern, in denen wir einkehrten, Teller mit Abteilungen üblich waren, in denen meist das Fleisch (es ging nicht ohne Fleisch, alles andere war Beilage) im größten Segment lag, während die Pommes frites (oder Nudeln) in einem anderen, kleineren, und in einem weiteren kleinen Gemüse, Ketchup oder Sauce waren. Ich habe solche Teller später nur noch in Kantinen erlebt, zum Beispiel in der Mensa der Universität, in die wir als Kunststudenten auch gehen durften. Was mir als kleines Kind wie ein Zeichen von Stil und großer Welt erschienen war, stellte sich später enttäuschenderweise als Instrument zur bequemen Massenabfertigung heraus.

Im Anflug auf den Flughafen von Dublin sieht alles sehr geordnet aus: viele gleiche Häuser jeweils zu einem Viertel zusammengefasst, alle mit schiefergrauem Dach, viele Parkplätze, viele Friedhöfe. Man hat den Eindruck, da die Parkplätze nahe an den Friedhöfen liegen, die Menschen wären persönlich zum Friedhof gefahren, hätten das Fahrzeug ordentlich abgestellt und sich dann zum Sterben in die zum jeweiligen Parkplatz gehörende Friedhofsreihe gelegt.

Sonnenflecken auf dem unruhigen Wasser; das Meer sieht aus wie ein Tierfell.

Die Fahrt im Leihwagen erfordert viel Konzentration: Die Landstraßen sind eng und oft ohne Mittelstreifen, und dass Linksverkehr herrscht, fällt mir manchmal erst wieder ein, wenn mir ein Fahrzeug entgegenkommt. Schon bei der Übernahme des Autos steige ich erst mal auf der falschen Seite ein und finde mich auf dem Beifahrersitz.

Das Tyrone Guthrie Center, eine Einrichtung für Artists in Residence, wurde gestiftet vom gleichnamigen Theaterregisseur. Nach seinem Tod im Jahr 1971 hinterließ er sein Haus dem irischen Staat mit der Auflage, aus den Gebäuden ein Künstlerzentrum, das „Tyrone Guthrie Centre“ zu machen. Es befindet sich *in the middle of nowhere*, in hügeliger Weidelandschaft, zweieinhalb Autostunden nördlich von Dublin und 3,5 km vom nächsten Ort (Newbliss) entfernt, in einem großzügigen Park an einem kleinen See.

Es stellt sich heraus, dass bis auf mich und zwei andere bildende Künstler alle *residents* Schriftsteller sind (vermutlich wird es ruhig sein, da sich zur Zeit keine Musiker hier aufhalten). Eine Frau irisch-italienischer Abstammung, die in Deutschland studiert hat, macht aus Strandgut Figuren, ein Amerikaner (korpulent, mit Entengang und strahlendem Lachen, er sieht Michael Moore nicht unähnlich) malt.

Dann sind da noch zwei ältere Damen, die Drehbücher für Fernsehserien schreiben, und ein Anwalt, der an einem Roman arbeitet. Er holt nach dem Abendessen seine Gitarre und singt gefühlvoll und im Stil von Paul Simon. Eine Frau schreibt einen Roman „The painter of bridges“ über eine Frau, die im Bosnien-Krieg während der Belagerung Sarajevos Brücken malt.

12. September 2017

Tag zwei.

Im Traum ist mir der Name der Pralinenfabrik wieder eingefallen, für die mein Onkel früher als Vertreter gearbeitet hatte. Jetzt, im Wachzustand, ist er nicht mehr aufzufinden. Dafür erinnere ich mich noch an den Namen der Schriftstellerin, die den Roman über die Brückenmalerin schreibt: Priscilla. Der war mir auf dem Weg vom Abendessen in mein Atelier schon wieder entfallen, tauchte aber im Schlaf wieder auf. – In der Früh habe ich das Gefühl, spät dran zu sein; doch stellt sich im Speiseraum heraus: Aufgrund der Stunde Unterschied zwischen Deutschland und Irland bin ich eher früh dran; nur einer der Schriftsteller sitzt schon bei der Zeitungsektüre. Er sagt: „Here you can have all four seasons in one day.“ In der Tat – allein während des Kaffeetrinkens stellen sich zwei davon ein: ein sonniger Sommermorgen und ein wolkgiger Herbsttag. Die Kaffeemaschine tut nicht, was ich erwarte: Statt eines Kaffees produziert sie zunächst eine Tasse heißen braunen Wassers. Jetzt ist plötzlich der Name der Pralinenmarke wieder da: Sprengel. Gibt es die noch? Da mein Onkel uns immer reichlich mit den Produkten versorgte, hatten wir sie alle bald über, und meine Eltern sprachen auch etwas abfällig von einer Billigmarke. Es waren in jeder Packung nur wenige Sorten enthalten, die mir als Kind schmeckten; die, die Alkohol enthielten, schmeckten eklig; am unangenehmsten habe ich eine Praline in Erinnerung, die Marzipan enthielt (das ich sehr mochte), das aber durch Versetzung mit Alkohol ungenießbar gemacht worden war. Später wechselte mein Onkel als Vertreter zu einer Pharmafirma, Heumann, wenn ich mich recht entsinne. Ich kann mich nicht erinnern, ob wir von Proben medizinischer Art ebenso profitierten. Jedenfalls bedauerte es niemand, dass die süße Flut schlagartig abbriss.

Der schreibende und Gitarre spielende Schriftsteller taucht auf und fragt mich, in welcher Wohnung ich untergebracht sei. Ich deute aus dem Fenster: gleich die erste im Seitenflügel im Erdgeschoss. Aaah, sagt er: die mit dem niedrigen Spiegel im Bad. Da war er auch schon mal. „You got to find a wheelchair“, rät er mir. Denn das Bad sei behindertengerecht eingerichtet. Von einem Rollstuhl aus könne man sich im Spiegel sehen. In der Tat hat der Toilettensitz eine Lehne, und Haltegriffe sind überall im Bad verteilt. Da aber der Wasserhahn unberechenbarerweise, obwohl abgedreht, manchmal spontan einen Schwall Wasser unter seiner Manschette hervorwürgt, der dann über den Rand des Waschbeckens auf den Boden schwappt, ziehe ich mit meinen Waschtensilien ins zweite Bad um, das in einer angrenzenden, aber zur Zeit nicht genutzten Wohnung liegt.

Draußen treffe ich die Frau von Robby, dem Direktor der Stiftung. Sie kommt gerade von einem Morgenspaziergang und kann mir einen Rundweg beschreiben, der nicht, wie es mir gestern passierte, im Sumpf und stacheligen Unterholz endet. Es sei eine Strecke von ca. 35 Minuten. Ich beschließe, jeden Tag eine Runde zu laufen; in 25 Minuten bin ich wieder am Ausgangspunkt. Der Weg führt erst am See entlang und dann über Nebenstraßen wieder zum Haupttor des Anwesens. Die kleinen Straßen sind zwar geteert, aber wenig befahren, und in der Mitte hat sich ein sattgrüner Streifen aus Gras und Moos festgesetzt. Unterwegs sehe ich eine Herde im Gras liegender Schafe, deren Schnauzen ein bisschen denen von Schweinen ähneln, breiter, als ich sie bisher kannte. Die Landschaft ist von so saftiggrüner Farbe, dass ich mir vorstelle, hier müsse es wohl jeden Tag mindestens einmal regnen.

Arbeit und Struktur: Ich will in einen Arbeitsrhythmus kommen und beschließe (vorläufig), ein paar tägliche Standards einzuführen, um mir den Weg in die Arbeit zu erleichtern. Fürs Erste: jeden Tag ein Foto aus dem Fenster des Ateliers. Dann die ersten Notizen im Tagebuch. Dann Warming-up-Kritzelübungen. Und ein Selfie. Im Atelier steht ein altes Radio (mit Kassetten-Klappe). Es kommt gerade ein Stück, von dem ich vermute, dass es das Mozart-Klarinettenkonzert ist. Ich frage Siri, und die Gute weiß natürlich alles: Köchelverzeichnis 622, Sabine Meyer mit den Berliner Symphonikern. Wir leben in einer Zeit, in der man getrost das Gedächtnis nach außen verlagern kann, an Siri, das Internet, die Cloud delegieren. Ob die Generation meines Sohnes noch die Notwendigkeit sehen wird, Dinge auswendig zu lernen, Faktenwissen im eigenen Kopf zu sammeln?

Im Grunde müsste der aufwandslose Zugang zu allem Wissen der Welt zu einem ungeheuren Fortschritt und evolutionären Sprung führen. Ein Genie vom Kaliber Leonardos würde selbstverständlich alle neuesten Medien und Techniken für die Entwicklung seiner Ideen nutzen. Der wahre Vorteil für die Menschheit besteht aber darin, dass nun auch normale Menschen ohne außergewöhnliche Fähigkeiten die Möglichkeit haben, allein aufgrund des exponentiell erweiterten Weltzugangs sich leichter fortbilden und -entwickeln können. In der Kunst sehe ich das sogar mit einer gewissen Betrübnis: Durch die Möglichkeiten digitaler Fotografie hat die künstlerische Fotografie an Prestige verloren, und allein die schiere Masse der von Laien aufgenommenen Bilder hat herausragende Bilder in großer Zahl entstehen lassen. Die technische Schwelle ist gesunken; die Möglichkeit, beliebig viele Aufnahmen ohne Kosten zu erzeugen, bringt fast zwangsläufig eine kleine Anzahl ausgezeichneter Ergebnisse hervor, die natürlich als Beiprodukt einen großen Schweif von Müll hinter sich herziehen. Das frühere Spitzenbild, das auf dem geschulten Auge des Fotografen, seiner Beherrschung der Technik, dem Finden des präzisen Moments und seiner persönlichen Begabung beruhte, wird heute eingeholt durch das Prinzip der Auswahl. Und durch die Sozialisierung des früheren Herrschaftswissens hat der Beuys'sche Ausspruch, jeder sei ein Künstler, eine unerwartete Wahrheit gewonnen. Gleichzeitig schätzen viele nun die Leistung von künstlerischer Fotografie niedriger ein, da die Masse starker Fotos, die täglich auf uns eindrischt und die Möglichkeit für jedermann, selbst solche Ergebnisse zu erzielen, den Gipfel niedriger erscheinen lassen. Dass aber die plötzliche Errungenschaft, durch Google Earth sich jederzeit an jeden Ort der Welt zu beamen und dort virtuell herumzustapfen, keine größere künstlerische Revolution ausgelöst hat, wundert mich.

Am Mittagstisch berichtet Eleanor von einem Platz in Mumbai, wo die Körper Verstorbener abgelegt und von Geiern gefressen werden. Und sie erzählt von einem Gedicht, in dem es darum geht, dass jemand die Asche seiner Großmutter in die Nase bekommt und niesen muss. Der Komponist aus Belfast, der schon mit den Dubliners als *special guest* getourt ist, Cello, Klavier und Dudelsack spielt, ist hier, um eine Auftragskomposition über Sweeney, eine irische Sagengestalt zu schreiben, die auch in Flann O'Brian's „At swim two birds“ vorkommt. Bis Weihnachten muss sie fertig sein.

Beim Abendessen erzählt Eleanor von einem Großvater, der mal bei Olympischen Spielen eine Goldmedaille gewonnen hat. Er wohnte später in Tansania, und einer seiner Diener putzte die dünne Vergoldung weg, sodass es nur noch eine Bronze-Medaille war. Niemand glaubte ihm, dass er wirklich Gold gewonnen hatte, aber er sagte immer nur: Es genügt,



TYRONE GUTHRIE CENTER, täglicher erster Blick vor die Tür

wenn ich es weiß. Eleanor stammt aus Tipperary, und in der Gegend ist ein See, an dem sich viele Reiche angesiedelt haben, so z. B. John Paul Getty. Auch Chris de Burgh hat da ein Haus.

Die kleine alte Dame mit der dicken Brille heißt Mary, wie viele Frauen in Irland; sie schreibt für eine Fernsehserie und genehmigt sich gern nach dem Essen ein Glas Cola mit Gin. Sie ist heftige Raucherin und muss deshalb regelmäßig vor die Tür; ihrer Stimme hört man die vielen Zigaretten an, die schon an ihren Stimmbändern vorbeigedampft haben.

13. September 2017 Tag drei.

Es ist angenehm, einer selbst vorgegebenen, nicht aufgezwungenen Struktur zu folgen, denn dadurch stellt sich eine Ordnung im Tagesablauf ein, die es leichter macht zu arbeiten. Die Hemmschwelle des ersten Tages ist niedriger geworden, weil (und vermutlich jeden Tag mehr) die Abläufe erprobt sind, die Form nicht immer neu erfunden werden muss, die Konzentration auf den Inhalt gewendet werden kann. Dafür ist der Aufenthalt hier ideal: Es gibt keinerlei Unterbrechung, außer der selbst beschlossenen. Und die Mahlzeiten geben den Grundtakt.

Gestern Nacht funktionierte die Malerei plötzlich wesentlich besser als den ganzen Tag über: durch Wechsel auf ein kleineres Format, bei dem jeder Pinselstrich weit mehr von der gewählten Fläche bearbeitet und jeder Klecks auch gleich etwas Objekthaftes, Körperliches bekommt. Änderungen des ganzen Bildes sind viel schneller vollzogen, der Entschluss, alles nochmal komplett zu überarbeiten, fällt wesentlich leichter.

Spät höre ich mehrfach ein Klimpern, als gehe jemand an der Ateliertür vorbei und klopfte dabei mit einem kleinen Schlüsselbund den Takt. Als ich das Studio verlasse, sitzt der kleine schwarze Hund vor der Tür, der einer der Schriftstellerinnen nachmittags beim Spazieren gehen nachgelaufen war und sich trotz Dauerregens vor die Terrassentür des Esszimmers gesetzt hatte. Er war immer noch da, als ich nach dem Abendessen ins Atelier ging; nun holt er mich ab und begleitet mich durch den Nieselregen zu meiner Wohnung. Er tut mir leid, aber ich habe weder etwas zu essen für ihn, noch will ich ihn in die Wohnung lassen. Als ich am nächsten Morgen zum Frühstück gehe, sitzt er wieder vor der Terrassentür. Angeblich gehört er zu einem Haus nahe dem Eingangstor des Tyrone Guthrie Centers.

Beim Frühstück ein seltsames Phänomen: starker, aber feiner Regen bei gleichzeitigem Sonnenschein, allerdings nur auf der einen Seite des Hauses, zum See hin. Auf der Seite zum Rosengarten, wo der runde Frühstückstisch an der hinteren Terrassentür steht, ist es trocken. Es gibt also nicht nur alle vier Jahreszeiten an einem Tag, sondern auch gleichzeitig verschiedenes Wetter auf kleinstem Raum. Ein rotes Eichhörnchen nähert sich der Glasscheibe und versucht hereinzukommen. Alle Iren sind begeistert und sehr aufgeregt, weil die roten Eichhörnchen, wie sie sagen, in Irland fast ausgestorben seien. Der schreibende



TYRONE GUTHRIE CENTER, Atelier Nr. 3

Anwalt berichtet, dass er auf dem Car-Rental-Parkplatz des Flughafens eine Schar wilder Kaninchen gesehen habe. Er erzählt davon, dass er und eine Gruppe von befreundeten Anwälten einmal im Jahr ein paar Tage irgendwohin in Europa reisen, um die lokale Anwaltschaft im Fußball herauszufordern. In einem der letzten Jahre waren sie auch in München, besiegten die dortigen Juristen und machten einen Ausflug nach Andechs. Im dortigen Biergarten sei plötzlich eine alte Frau aufgesprungen und habe begonnen, im Stechschritt vor der Blaskapelle zu paradieren, wobei sie mit zwei waagrecht auf die Oberlippe gelegten Fingern ein Hitlerbärtchen andeutete. Als niemand sonst reagierte, sei der Kapellmeister auf sie zugegangen, und man hätte erwartet, dass er die Frau zurechtweisen würde. Er habe aber mit einer Hand weiterdirigiert und mit der anderen Hand ebenfalls ein Bärtchen gezeigt, allerdings nur mit einem Finger. Die Reaktion bei den Anwesenden Gästen sei geteilt gewesen, von stummem Entsetzen bis hin zu behaglich zustimmendem Nicken. Nach dem Frühstück wieder strahlender Sonnenschein; das Gras scheint hier in Irland eh

immer feucht, das Licht glitzert auf den kurzgeschnittenen Halmen. Der Park geht vor dem Tor nahtlos in die weite Landschaft über; alles ist hier Park und macht einen wohlgepflegten Eindruck. Ich laufe die 3,6-km-Runde, diesmal eine Minute schneller als gestern. Mal sehen, wie sich die Kondition verändert, wenn ich hier jeden Morgen laufe; insgesamt werden es dann ca. 100 km sein – halb so viel, wie ich dieses Jahr auf der Grande Traversata delle Alpi in neun Tagen auf und ab übers Gebirge gegangen bin.

Apple hat sein neues Telefon vorgestellt, und die Nachricht rangiert in allen Online-Magazinen weit oben. Wir leben in einer glücklichen Welt: Es scheint nichts Wichtigeres vorgefallen zu sein.

Auf dem Weg zum Abendessen ist die Landschaft einen Moment lang wie von Hockney gemalt, alle Bäume zeichnen sich klar voneinander ab, wie die leicht naiv gemalten auf Hockneys späten Yorkshire-Bildern. Als ich die Ausstellung mit seinen zum Teil monumentalen Landschaftsbildern in der Kunsthalle in Schwäbisch Hall sah, war ich anfangs maßlos enttäuscht von der Entwicklung, die der in der Akademiezeit von mir so verehrte Maler genommen hatte. Was waren diese kindlich aufgefassten späten Bilder gegen die frühen, nur scheinbar naiven Typhoo-Tea-Paintings oder die „Marriage of Styles“-Bilder! Oder die Pool-Bilder. Oder die sagenhaft gekonnten Portrait-Federzeichnungen. Oder die ikonenartig eingefrorenen Bildnisse seiner Freunde und Gönner in Interieurs. Jetzt waren die Farben bunt, die Motive auf eine penetrante Weise abbuchstabiert, Halm für Halm, Blatt für Blatt, alles wie ein großes Landschafts-ABC. Es fehlte die beeindruckende Könnerschaft, die manieristische Verdichtung, die betörende Farbigkeit der früheren Bilder. Dann aber, mit etwas Abstand, blühten aus der Erinnerung die Wälder, die Büsche, die Straßenkreuzungen seiner Yorkshire-Heimat aus meinem Gedächtnis auf, und ich sah plötzlich in der Natur allenthalben die Motive, wo ich früher gar nichts gesehen hätte, weil Wald eben Wald war, und ein Busch ein Busch, aber niemals ein Motiv.

Es war Hockney gelungen, mich Wald *sehen* zu lassen, wo der doch vor lauter Bäumen eigentlich unsichtbar ist. Und große Büsche waren jetzt plötzlich Skulpturen. Die Werke erfüllten im besten Sinne das, was man von Kunst erhoffen kann: dass man nach ihrer Betrachtung mehr sieht als vorher, dass sie sichtbar macht.

Hier aber ist die Landschaft in ganz besonderer Weise skulptural, das herbstliche Licht setzt Baum- und Buschgruppen in Szene; sie haben ihren Auftritt auf dem kurz geschnittenen Rasen, alles ist schön arrangiert und inszeniert, wie eine Aufforderung an den Künstler: Sieh genau hin! Male! Die parkartige Landschaft ist in ihrem Abwechslungsreichtum, in ihrer Kleinteiligkeit viel origineller als die von der Flächenreform und den Baumplantagen bei uns auf reine Nützlichkeit getrimmte; die Gliederung durch Hecken, Trockenmauern und verstreuten Büsche und Bäume, die der rein effizienten Landwirtschaft eigentlich störend im Wege stehen müssten, ist für das Auge eine Weide.

Beim Abendessen sitze ich neben Robby, dem Direktor des Hauses. Er erzählt, dass nur ca. 30 % der Gäste zum ersten Mal kämen, alle anderen seien schon einmal oder öfter dagewesen. Die Einrichtung erwirtschaftet ein Drittel ihrer Einnahmen selbst, der Rest wird durch die Stiftung und durch die Kultusministerien von Nordirland und Republik Irland bezahlt. Es sei die einzige Residenz dieser Art in Irland. Robby, der den Laden seit ca. fünf



Jahren leitet, ist seit fast 40 Jahren Direktor der unterschiedlichsten kulturellen Einrichtungen, auch Galerien. Nina, die Künstlerin, die aus Strandgut Figuren macht, erzählt, dass sie acht Enkel von drei Kindern hat, und zwei ihrer Töchter unterrichteten ihre Kinder zu Hause. Das sei in Irland problemlos möglich: Man müsse nur einen Plan schreiben, was und wie man unterrichten wolle, dann komme ein Inspektor, der den Plan begutachtete (und der nicht einmal die Kinder sehen muss); er entscheide dann, ob das *home schooling* erlaubt wird, oder gegebenenfalls der Lehrplan angepasst werden müsse. Man kann sich auch direkt den Lehrplan der offiziellen Schulen vornehmen. Es gebe in ihrer Gegend viele Leute, die *home schooling* betrieben, und die sich austauschten und gemeinsame Aktivitäten für ihre Kinder organisierten.

Sie und ihr Mann arbeiten in Nordirland, leben aber im Süden nahe der Grenze. Beide haben je ein Konto in der Republik und in Nordirland, und zwei Geldbeutel: für Pfund Sterling und Euro. Zwar nehmen manche Läden im Norden Euro, aber nur Scheine, und geben dann zu schlechtem Kurs Pfund heraus. Wenn sie zum Unterrichten früher über die Grenze musste, konnte es vorkommen, dass sie wegen der strengen Grenzkontrollen zu spät zum Unterricht kam. Seit sich die Lage entspannt hat, sei die Grenze kein Problem mehr. Allerdings fürchten sich alle vor dem Brexit: Keiner weiß, welche neuen Probleme dann an der Grenze entstehen werden.– Eine ihrer Töchter hat in München am Max-Planck-Institut für Plasmaphysik gearbeitet.

14. September 2017 Tag vier.

Es ist schön, um neun aufzuwachen, mit dem Gefühl, gut ausgeschlafen zu sein, aber zu wissen, dass es erst acht ist.

Ich wäre beim Frühstück gern asozial, zu einer Stunde, in der mit mir eh nicht viel anzufangen ist. Zu Hause herrscht leider die Regel: keine Zeitungslektüre beim Frühstück. Obwohl das genau die richtige, wenn nicht einzige Zeit ist, wo man sinnvollerweise die Nachrichten lesen könnte: Sie sind noch einigermaßen frisch (das gilt seit den Zeiten des Internets nur noch bedingt: Alle *hot news* hat man schon von irgendwo anders her aufgeschnappt), und man vergeudet keine Zeit, wenn man zeitgleich Kaffee trinkt und etwas isst. Später wäre die Zeitungslektüre eindeutig Zeitverschwendung, denn die intellektuelle und literarische Qualität ist zu gering, um allein dem Vorgang der Lektüre viel Zeit zu widmen.

Beim Frühstück ist auch der Moment im Verlauf des Tages, wo man sich erst wieder erden, den Träumen entwinden und auf eine härtere Realitätsebene einstellen muss. Genau dafür sind die Nachrichten gut: dass z. B. eine Abgeordnete in den USA beantragt hat, den Geisteszustand des Präsidenten medizinisch untersuchen zu lassen (er hat einmal die Unterzeichnung eines wichtigen Dekrets im Oval Office angekündigt, und dann den Raum verlassen und ganz vergessen, das Dekret zu unterzeichnen; ein andermal stieg er nach der Landung der Airforce One die Treppe vom Flugzeug herab und irrte dann auf dem Flugplatz

herum, bis man ihn auf die große schwarze Limousine aufmerksam machte, die just am Fuß der Treppe auf ihn gewartet hatte). Derlei erdet ungemein.

Hier nun habe ich mehrfach versucht, das iPad oder iPhone neben meinen Frühstücksteller zu legen und mit SPON-Lektüre ein bisschen in den Tag zu finden. Da das Frühstück Self-Service ist und jeder kommt, wann er will, gelang es mir zwar, einen Moment alleine zu sein, aber nach wenigen Augenblicken saß immer jemand am Tisch und fragte „Morning Felix, how was your work yesterday night?“ oder „What is what you do except painting?“. Dann lasse ich natürlich den Bildschirm verdunkeln und stürze mich in Konversation, die mir aber morgens deutlich schwerer fällt als abends.

Die Gäste hier sind ungewöhnlich höflich und meinen es gut mit mir, indem sie mich nicht ignorieren und Interesse an meiner Arbeit zeigen.

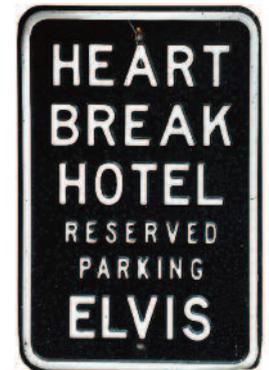
Der schreibende Anwalt, ein kluger Kopf, ist 52, hat vier Kinder und muss am Sonntag wieder zurück. Er war bis vor Kurzem in der Kommission für die Anerkennung von Flüchtlingen und sagt, er habe ungefähr 80 % anerkannt. Als die Verlängerung des Mandats für die Mitglieder seiner Jury anstand, seien alle für eine weitere Amtszeit durchgewinkt worden; er aber habe einen Anruf eines Mitarbeiters des Ministers bekommen: Ob er weitermachen wolle? Er verstand: Falls er eh nicht weitermachen wollte, konnte man sich sparen, ihn rauszuwerfen. Das sagte er dem Mitarbeiter auch auf den Kopf zu:

Sie sollen mich also im Auftrag des Ministers vor die Tür setzen, weil er selbst zu feige dazu ist. Der stritt vehement ab. Gut, sagte der Anwalt. Ich möchte gern weitermachen. Daraufhin erhielt er einen Brief mit seiner Abberufung. In den letzten beiden Wochen, die ihm in seiner Amtszeit noch blieben, habe er die letzten 35 anstehenden Fälle sämtlich anerkannt.

Nach dem Frühstück mache ich meinen Lauf, heute nach rechts, den Hügel hinauf, zu einem Haus, an dem das Schild hängt: Dann rechts herum an der Hügelkuppe entlang, mit fabelhafter Aussicht über die durch Baum- und Buschreihen kleingegliederte wellige Landschaft, und schon nach knapp drei Kilometern bin ich unerwartet plötzlich wieder vor dem Tor des TGC.

Ich fahre nach Clones, einem der drei nächsten auf der Landkarte als etwas größer gekennzeichneten Orte. Die Stadt ist auf dem absteigenden Ast: Die Haupteinkaufsstraße wird nach oben und unten begrenzt durch 1-Euro-Billigshops, dazwischen zahlreiche Pubs und Schnellrestaurants, von denen viele leer stehen. Von den restlichen Läden ist über die Hälfte geschlossen, wie es aussieht, seit langer Zeit. Darin stapelt sich Müll, als habe der Vermieter eh keine Hoffnung, den Laden wieder vermieten zu können, weshalb er es sich gleich spart, aufzuräumen und das Lokal appetitlich herzurichten. Erstaunlich pompös kommen die Abfallbehälter daher, schwarz lackiert mit goldener Aufschrift; sie ähneln eher Postkästen.

Nina sagt später beim Mittagessen, der Ort sei voll von Charity-Läden, die auch stark frequentiert würden. Ob es so was in Deutschland auch gebe? Sie erinnert sich, dass sie in München etwas gesehen hat, was Trödler hieß; Trodl, wie sie es ausspricht.



Dann weiter nach Cootehill. Der Ort wirkt weniger desolat. Es überrascht mich wieder, innerhalb wie kurzer Zeit das Wetter sich ändert: Ich bin bei Sonnenschein angekommen, steige aus dem Auto, und es beginnt der heftige, aber aus feinen Tropfen bestehende Regen. Es genügt, in einen Supermarkt zu gehen und ein bisschen zu stöbern; nach zehn Minuten ist der Regen vorbei.

Im Autoradio eine Sendung mit Zuschauerbeteiligung. Zu zwei Fragen dürfen sich die Anrufer äußern: was sie von den vielen Fahnen in den Straßen von Belfast halten. Für jede Charity-Sache dürften ja an fast jedem Lampenmast Fahnen angebracht werden, den Anwohnern sei das längst zu viel. Nachdem sich die Anrufer mit Pro und Contra ordentlich beharkt haben, verliest der Moderator eine Mail, die er eben erhalten hat: Eine Frau schreibt, sie sei gerade auf dem Weg zu einer Untersuchung ins Krankenhaus, mit Verdacht auf Krebs. Sie müsse sagen: Angesichts so existenzieller Bedrohung komme ihr das Thema geradezu lächerlich vor. Das zweite Thema ist: Was soll in der Gesetzgebung geändert werden, um die Spielsucht zu bekämpfen.

15. September 2017

Tag fünf.

Gestern habe ich, nachdem mich das Malen von Hunden und Landschaften bisher nicht wirklich zufriedengestellt hat, damit begonnen, Köpfe zu malen. Es war schon immer mein wesentlichstes Problem, dass mir der Gegenstand meiner Bilder weitgehend egal war. Nun mag zwar der sinngemäße Satz von Cezanne gelten, dass bedeutungslos sei, ob man einen Apfel oder eine Frau malt. Letztlich ist aber doch die innere Anteilnahme wesentlich dafür verantwortlich, ob man ein Sujet packend darstellen kann oder nicht.

Da mich die Bewegungsstudien von Tieren und Menschen von Eadweard Muybridge schon immer fasziniert haben, nicht zuletzt weil Francis Bacon daraus ein Gutteil seiner Motive geschöpft hat, habe ich mir, um nicht blank dazustehen, den schweren Band „Human and Animal Locomotion“ mitgebracht. Aber die Hunde, die ich nach Kopien aus dem Buch bisher zustande gebracht habe, bleiben weit hinter den Bildern zurück, die ich zu Hause nach der gleichen Fotoserie gemalt habe.

Da ringsum die überwältigend schöne Landschaft nicht zu übersehen ist, habe ich mich dann an zwei Landschaften versucht. Allerdings kommen mir die Ergebnisse arg konventionell und vordergründig vor; ich bin mir auch nicht sicher, ob man das Wesentliche der irischen Landschaft in Schwarzweiß darstellen kann. Meine beiden Landschaftsbilder erinnern an Deutschland im Schnee ...

Es ist verblüffend, dass ich immer noch auf den gleichen Effekt hereinfalle: Kurz nachdem ich ein Bild für fertig erachtet habe, d.h., es mir gelungen und nicht weiter steigerungsfähig vorkommt, bin ich überzeugt, dass es die vorigen an Qualität übertrifft, dass ich weitergekommen bin. Am nächsten Tag, manchmal schon nach dem nächsten Bild, sehe ich klar, dass das vorige Werk nichts taugt. Das Neue aber ist natürlich jetzt mein Favorit. Es ist schier unmöglich, gleichzeitig so stark und subjektiv wie möglich in eine Arbeit einzutau-



COOTEHILL, Ladenfront

chen und dann im nächsten Moment den quasi objektiven Standpunkt eines unbeteiligten Kunstbetrachters und Kritikers einzunehmen.

Heute sind zwei Schriftstellerinnen abgereist, und eine Schriftstellerin und eine Singer/Songwriterin angekommen. Ich werde es nie schaffen, mir auch nur ansatzweise alle Namen merken zu können, und bin erstaunt, dass mich alle, einschließlich der ganz Neuen, immer freundlich mit „Hi Felix“ begrüßen.

Gestern Abend kamen die Residents aus den sogenannten Cottages, die dort als Selbstversorger eingemietet sind, zum einmal in der Woche auch für sie geöffneten gemeinsamen Abendessen. Eine Künstlerin, die, ohne dass ich es wusste, im Atelier 4 neben meinem in der Druckwerkstatt Pflanzen im Direktverfahren auf Druckplatten presst und ätzt, saß nahe bei Richard und mir. Sie macht außer Pflanzendruck auch noch Hinterglasmalerei und fährt in Kürze nach Bernried, um an einem Hinterglas-Symposium teilzunehmen. Sie kennt auch den Hinterglasmalerei-Sammler Steiner.

Heute habe ich ihr Atelier besichtigt: ein offener Raum bis unters Dach, doppelt so hoch wie mein Atelier. Ihre Arbeiten sind penibel und technisch perfekt gemacht, man sieht ihnen den komplizierten Entstehungsprozess an, und sie langweilen mich unendlich. Auch ihre Hinterglasmalereien, die sie mir in einem Katalog zeigt, sind zwar in stupender Technik gemalt, aber bleiben dann doch weit hinter Dürers Rasenstück oder den Merian-Pflanzenillustrationen zurück. Es ist weniger Kunst als vielmehr Handwerk und Fleiß.

Auch Richards Atelier besuche ich; ich hatte mich die Tage immer davor gedrückt, weil ich durchs Fenster schon gesehen hatte, dass es schwer werden würde, seine Bilder ehrlich zu loben. Und Richard ist ein netter Kerl, dick und freundlich, ein Mensch, den man nicht

gern mit einem harten Urteil vor den Kopf stößt. Er hat eine Galerie in St. Petersburg in Florida und malt fröhlich-bunte Bilder im, na sagen wir: Stil von Dufy. Es ist ihnen ein gewisser Horror Vacui eigen, und für Gegenstände, für die er malerisch keine Lösung gefunden hat, setzt er eine Standard-Abkürzung ein, die manieristisch wirkt, besonders wenn man ihre Wiederholung in mehreren seiner Werke sieht. Weil mir aber die Anleihen bei einigen französischen Malern auffallen, ist es nicht schwer, Bezüge herzustellen, durch die er sich geschmeichelt fühlt. Ein anderer wäre vielleicht beleidigt, wenn man ihn verklausuliert als Epigonen bezeichnen würde. Nicht so Richard: Er freut sich und gluckst fröhlich, und das Lachen wabbelt von seinem mächtigen Doppelkinn durch den gewaltigen Körper hinab und schwappt wieder zurück.

16. September 2017
Tag sechs.

Lieber Moritz,

das ist ein Brief für Dich. Ich habe mich sehr gefreut, als ich heute Morgen Deine Klavierspielfilme gesehen habe. Du hast richtig gut geübt! Wenn ich zwei kleine Korrekturen anmerken darf: Ich glaube, Du musst die erste und vierte Note stärker betonen und eine Idee länger halten, so: Baaaaa Ba Bam, Baaaaa Ba Bam ... Und wenn ich mich recht erinnere, geht die 11. Note noch mal rauf, und dann erst geht die Melodie runter. Guck noch mal in die Noten, die Peter Dir geschrieben hat! Aber vermutlich warst Du ja schon in der Klavierstunde, und ihr habt das gemeinsam geübt. Jedenfalls kann ich Dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, dass Du das Klavierspielen nicht einfach hingeworfen hast, sondern beschlossen hast, Dich anzustrengen.

Du weisst ja, dass es mir selber viel Spaß macht, mich richtig abzurackern, im Gebirge, beim Malen. Es ist nicht so, dass es mir immer leicht fiel: Auf einen Berg zu steigen ist nicht immer der reine Spaß. Der Körper sagt: Setz Dich doch hin, oder besser: Leg Dich hin! Warum musst Du da überhaupt rauf? Aber wenn man den inneren Schweinehund überwunden hat und doch weitergeht, dann fühlt man plötzlich Kraft und ist froh, dass man so stark ist. Man freut sich, wie man zwar langsam, aber doch stetig vorankommt, und plötzlich ist man dann oben und weiß, dass es sich gelohnt hat. Die, die unten schon umgedreht sind, weil ihnen die Füße wehgetan haben oder weil die Faulheit gesiegt hat, werden den Ausblick von da oben nie kennenlernen. Und nicht, wie die Brotzeit da oben schmeckt. Und nicht den Stolz, es geschafft zu haben. Und was für ein Genuss ist es, ganz leicht den Berg hinunterzuspringen, wo ein wunderbares Abendessen und ein schönes Bett warten. Wenn man's mit dem Klavierspielen vergleichen würde, wäre das so: Das Üben war manchmal höllisch anstrengend, man hatte öfter keine Lust, überhaupt anzufangen, es war mühsam, immer wieder die gleiche Passage zu üben. Aber mit einem Mal hatte man's geschafft: Die Finger machen, was sie sollen, man muss gar nicht mehr drüber nachdenken, wohin man sie setzen muss, sie springen wie von selbst über die Tasten, und es ist ein Vergnügen, die Musik zu hören, die man selbst macht. Großer Applaus von den



TYRONE GUTHRIE CENTER, Hauptgebäude

Zuhörern. Im Moment plage ich mich furchtbar mit dem Malen, und ich habe jeden Tag mehrmals große Zweifel, ob es etwas taugt, was ich mache. Aber ich weiß aus langer Erfahrung: Die Zeiten, in denen es besonders mühsam läuft, sind die, in denen sich was Neues vorbereitet. Ich kann ja nicht immer nur die Bilder malen, von denen ich schon weiß, wie ich sie machen muss. Ich will was Neues finden, weiterkommen. Und das macht *Mühe*. Und ich habe mich mit der Mühe angefreundet, weil ich weiß, dass sie eine Freundin ist, die mich voranbringt.

Jetzt erzähle ich Dir noch kurz, wie mein Tag hier läuft: Ich stehe auf, wenn ich fertig bin mit Schlafen; das ist meistens um neun deutscher Zeit, aber hier ist es dann erst acht, und ich bin immer einer der Ersten beim Frühstück. Das sucht sich jeder selbst zusammen, aus einem großen Kühlschrank, es gibt eine Schüssel mit Eiern, aus denen man sich gekochte oder Rühreier machen kann. Gestern hat eine Frau für mich ein Ei in der Mikrowelle gekocht; sie hatte ein großes Plastikei, in das man das Hühnerei mit ein bisschen Wasser

hineinstellt und verschließt. Sie stellte die Mikrowelle auf dreieinhalb Minuten, danach war das Ei im Plastikei explodiert; die zähen Teile ließen sich aber noch essen. Dann gibt's noch verschiedene Sorten Müsli und Cornflakes, Joghurt, die Reste vom Abendessen des Vortags, Käse, Marmeladen ... Eine große Kaffeemaschine ist auch da.

Nach dem Frühstück laufe ich immer eine Runde: die große Runde runter zum See und linksrum, bei den Schafen vorbei, und dann eine Straße hoch, auf der ich noch nie ein Auto habe fahren sehen, dann noch mal links, und im großen Bogen zurück zum Tor des Tyrone Guthrie Centers. Das liegt in einem großen Park; etwa 15 Schriftsteller, Musiker und Maler sind zurzeit da.

Dann dusche ich und gehe in mein Atelier, das mit der Nummer 3. Ich setze mich meistens erst hin, so wie jetzt, und schreibe auf, was ich erlebt habe oder was mir so im Kopf umgeht. Dann mache ich Musik an, meistens klassische, und fange an zu malen.

Mittags macht sich wieder jeder selbst, worauf er Lust hat; die Küche hat oft eine Suppe oder ein kleines warmes Gericht bereitgestellt; alles andere sucht man sich aus dem Kühlschrank zusammen. Es gibt da z. B. auch Fleisch, das man sich auf dem großen Herd braten könnte. Ich mache meist nur Brotzeit.

Dann zurück ins Atelier, wieder an die Arbeit. Das Abendessen findet zusammen an einem großen Tisch statt, Punkt 19 Uhr, damit einmal am Tage alle sich treffen und unterhalten können. Ich kann inzwischen wieder viel besser Englisch verstehen und sprechen; wenn die anderen zum Teil in irischem Dialekt reden, habe ich manchmal Probleme, zu folgen; sie reden auch ungeheuer schnell.

Die meisten bleiben noch lange am Tisch sitzen; ich gehe dann immer noch mal ins Atelier: Ich muss die Zeit nutzen, die ich hier habe. Und ich bin noch nicht so recht zufrieden mit dem, was mir bisher gelungen ist. Aber, wie ich Dir ja schon geschrieben habe: Ich streng mich gerne an. So gegen 23 oder 24 Uhr gehe ich in meine Wohnung und lese noch im Bett, ein sehr interessantes Buch von einem Schauspieler, der beschreibt, wie er in München bei seinen Großeltern gewohnt hat und tagsüber in die Schauspielschule gegangen ist. Und dann: Licht aus!

Jetzt hänge ich noch ein paar Bilder an (z. B. von den Pilzen, die es hier massenhaft gibt; ich vermute aber, sie sind nicht essbar). Bitte küss mir die Mama und drück sie fest von mir; sie braucht es im Moment sehr. Dass Du mein Lieber bist, brauch ich Dir ja eigentlich nicht zu sagen. Ich tu's aber trotzdem.

Herzlich grüßt Dich und Mama

der Papa

Brief an einen Galeristen

Lieber Markus,

dass unser Freund Felix M. sich nach so vielen Jahren des Grübelns durchringen konnte, das Bild zu kaufen, freut mich sehr! Ich werde ihm gelegentlich das schöne Buch von Sten Nadolny "Die Entdeckung der Langsamkeit" empfehlen; das Resümee des Romans ist: Oft (nicht immer) ist Langsamkeit von Vorteil und zeitigt die besseren Ergebnisse als ökonomisch-schnelles Handeln. Möge seine Freude an der Arbeit umso länger andauern! Der Preis geht natürlich voll in Ordnung.– Die Art Bodensee: Ich habe da schon ganz konträre Meldungen gehört. Die einen sagen, dort fehle das kauffreudige Publikum; Michael Gausling hingegen war schon mehrfach dort und todbeleidigt, als er dieses Jahr keinen Stand bekam. Hamburg klingt natürlich schon nach einem ganz anderen Kaliber. Und wenn dort kein verschwiegen-zahlungskräftiges Publikum lebt, wo dann in der Republik? Nimmst Du was von mir mit? Das würd' mich sehr freuen und ehren.

Was die Ausstellung betrifft: Beide Vernissagetermine sind in meinem Kalender frei; ob Dienstag oder Mittwoch fürs Münchner Publikum besser ist, weißt Du vermutlich viel besser als ich. Tendenziell hätte ich selber das Gefühl, dass alles, was eher gegen Ende der Woche geht, mehr Vernissage-geeignet ist. Ich kann mich da aber auch irren. Vielleicht verdrängen sich da auch mehr Termine gegenseitig. You decide!

Einen knackigen Titel werde ich Dir im Laufe der kommenden Woche erbesseln; ich muss da ein wenig nachdenken. Das hat auch mit Folgendem zu tun (und das springt auch gleich zum nächsten Punkt Deines Briefes): Ich male gerade heftig. Und zwar nicht in meinem heimischen Atelier, sondern im Tyrone Guthrie Center, Annaghmakerrig, Irland (<http://www.tyroneguthrie.ie/>). Ich habe da ein vierwöchiges Stipendium. Ich habe im vorigen Jahr ein paar der letzten Kataloge eingesandt, und – schwuppdwuppkartoffelsupp! – das Stipendium erhalten. Ich lebe also nun seit knapp einer Woche an einem zauberhaften Ort *in the middle of nowhere*, zwei Stunden von Dublin, zwei von Belfast entfernt. Der nächste Ort hat vielleicht 150 Einwohner, aber drei Kneipen, ist vier Kilometer entfernt. Ich habe ein fabelhaftes Atelier, eine angenehme Wohnung in einem alten Landgut und lebe wie ein König. Und plage mich wie ein Hund, was die Arbeit angeht. Apropos Hunde: Ich habe mit dem Malen von Hunden begonnen, bin dann probenhalber zu Landschaften übergegangen (Landschaft ist hier unvermeidlich; es gibt nichts anderes als Landschaft hier) und nun bei Köpfen gelandet. Zurzeit schaffe ich mich an der Rübe von David Hockney ab. Ich schicke aber noch keine Fotos, weil

A) noch nichts Vorzeigbares herausgekommen ist,
B) mich das unter Druck setzen würde.

Ich will aber hier mal das machen, was ich mir zu Hause garnicht erlauben kann: schlechte Bilder malen, scheitern, versuchen, anders scheitern. Wenn am Ende (klar hoffe ich das) was ganz Neues rauskommt: schön. Wenn nicht: Dann war das hier der Freiraum, um mal wieder Nebenwege zu erkunden und nicht zielgerichtet auf „*suitable for framing*“ hinzuarbeiten.

Am 9. Oktober fliege ich zurück.

Alles wird gut. Und Du hast noch ein Bild bei mir frei, don't forget it!

Herzliche Grüße vom grünen Hügel (dem mit den Schafen, nicht dem mit Richard Wagner).

P. S.:

Eine Schriftstellerin erzählte gestern, dass das Originalatelier von Francis Bacon sich, aus was für Gründen auch immer, nicht mehr in der Remise in London befindet, sondern, dokumentiert mit hunderten Fotos, dort abgebaut und in Dublin rekonstruiert wurde.



TYRONE GUTHRIE CENTER, Atelier Nr. 3



17. September 2017

Tag sieben.

Ich bin mit meiner Malerei noch immer nicht an dem Punkt angelangt, wo sich das jeweils nächste Bild schon fast von selber malt, aus den Notwendigkeiten, die sich aus dem Vorigen ergeben haben. Ich muss immer noch jedes mal neu bei null anfangen, und die Ergebnisse der vergangenen Woche hinter mir bedecken zwar inzwischen die ganze Wand, aber machen mich alles andere als zufrieden. Ich komme über die inneren Konventionen, die gekannten und erprobten Mittel nicht hinaus.

Ich male einige Köpfe, ausgehend von einem SW-Portraitfoto von Francis Bacon. Eines hat wenigstens große Portraitähnlichkeit, auch wenn es noch kein wirklich starkes Bild ist.

Connor hatte die ganze Woche über schon angekündigt, ich müsse mal ein richtiges Guinness trinken, am Samstag würden wir zusammen nach Newbliss ins Pub gehen. Um 18 Uhr treffen wir uns an der Tür zum Speisesaal: Connor, *lawyer*, Priscilla, die über die Brückenmalerin schreibt, Neil, der komponiert, und ich. Wir fahren mit dem Mercedes von Connor nach Newbliss, aber unser eigentliches Ziel, die Kneipe Annie McGuinn, ist geschlossen. Dem Uneingeweihten würde das Haus nicht als Kneipe auffallen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite ist ein anderes Pub (es gibt deren drei in dem Ort mit 600 Einwohnern). Die Front sieht aus wie zwei verschiedene Kneipen, mit zwei separaten Eingängen; aber drinnen stellt sich heraus, dass zwar die Gasträume weitgehend getrennt sind, die Bar aber die beiden Häuser verbindet. Ich trinke zwei Guinness, Priscilla ein Guinness und einen Gin Tonic, Neil ein Guinness und einen Whiskey, und Connor einen Gin Tonic und einen Orangensaft. Bei den meisten von uns soll es im Verlauf des Abends noch eine Menge mehr werden. Die Kneipe ist seltsam umgestaltet; bei der strengen Konkurrenz würde man eigentlich an einen gewissen Wettbewerb um Kunden denken. Mit der Schönheit des Raumes wird hier jedenfalls nicht gekämpft. Eher schon mit einer Verstärkeranlage, die bereits für den Abend aufgebaut ist.

Beim Abendessen sitze ich wieder mal neben Ted, der immer hager, still und etwas schüchtern vor sich hin löffelt. Wir haben außer ein paar Freundlichkeiten noch nicht wirklich miteinander geredet, und so frage ich ihn, woran er denn schreibe. Er war in den Achtzigerjahren Organisator eines Kulturfestivals in Irland und kam damals mit einer Truppe in Kontakt, die mit eigenem Zelt reiste und Theateraufführungen machte, z. B. Shakespeare: The Footsbarn's Theatre. Sie brauchten Unterstützung, beispielsweise in der Gestaltung von Drucksachen, Public Relations und Ähnlichem. Er sprang auf den Zug auf und tourte sechs Jahre lang fast ohne Unterbrechung mit der Truppe durch die Welt. Über diese Zeit schreibt Ted ein Buch, wobei er sagt: An die Details dieser Tour könne er sich noch genauestens erinnern, an vieles, das erst kürzlich passiert ist, weit schlechter.

Neil verkündet: um zwanzig nach acht werde er oben im Musikzimmer auf vielfachen Wunsch etwas zum Besten geben. Das werde genau zehn Minuten dauern, dazu sei jeder herzlich eingeladen. Im Musikzimmer hängt ein enorm großes Bild, das eine Wand fast völlig bedeckt, eine popartige Paraphrase von Velazquez' *Las Meninas*. Den Boden bedeckt ein weicher blauer Teppich mit den Europäischen Sternen. Es gibt zwei Flügel, ein Spinett, eine kleine Harfe, ein Bücherregal mit alten Lexika.

Neil beginnt mit einem Klavierstück, das er einst für seinen Kumpel Liam geschrieben hat: *The Boy in the Glam*. Es ist inspiriert von einer Gegend, in die Liam früher oft geistert sei,

auf einem Motorrad (er und seine Frau) mit Seitenwagen (die drei Kinder). Es gebe in der Gegend einen See, dessen Wasserkresse man traditionell gegen „*madness*“ gegessen habe. Er habe aber immer das Gefühl gehabt, die Leute seien eher außergewöhnlich verrückt in der Gegend.

Es folgt ein Stück auf dem Cello, eine Eigenkomposition, die an Bachs Cello-Solosuiten erinnert, dann etwas auf dem irischen Dudelsack.

Folgendes ging im Strudel des anschließenden Pub-Besuchs unter; die Stichworte werden im nächsten Leben ausführlicher behandelt:

annie mc guinn
connor
slante
toilette
piano
you look good
wurstfabrik
whiskey powers
emmily watson
renoviert
gitarre

18. September 2017

Tag acht.

Ein sonniger Herbsttag, Tau auf dem Gras, der See spiegelglatt. Beim Frühstück unterhält sich die gestern angereiste australische Schriftstellerin mit zwei schon länger hier wohnenden Autorinnen über die geringe Anerkennung von Frauen in der irischen und australischen Literaturszene. Eine meint, die Kämpfe, die die Frauen in Irland jetzt erst austragen müssten, um Auftragsarbeiten für Bühnenstücke zu bekommen, hätten Schriftstellerinnen in anderen Ländern wie z. B. Deutschland und Frankreich schon in den Siebzigern begonnen und inzwischen einige Erfolge erzielt. Irland aber sei ein sehr konservatives Land, in dem die Männer alle strategischen Stellen in Verlagen, an Bühnen und im ganzen Kulturbereich besetzt hielten und sich mit aller Macht gegen ein Eindringen von weiblicher Konkurrenz wehrten. Sie würden sicher sogar Schauspielerinnen verhindern, wenn nicht für die meisten Stücke Frauen unentbehrlich wären.

Ich laufe die Schafsrunde (die andere, kürzere, wäre die Hunde-Runde). Dann besorge ich mir im Büro Tokens für die Waschmaschine und errege große Heiterkeit, als ich sage, dass ich damit die Situation vermeiden will, am anderen Tisch sitzen zu müssen.

Priscilla und eine andere Schriftstellerin kommen sich verabschieden. Die sehr extrovertierte Autorin entdeckt das Portrait von Frank Auerbach, und sie sagt, sie sei mit seinem Sohn (Jake?) befreundet. Er sitze seit vielen Jahren seinem Vater Modell, das sei deren Art

der Vater-Sohn-Beziehung. Jake besitze nur sehr wenige Bilder seines Vaters, sei ein sehr bescheidener Regisseur, der nicht über viel Geld verfüge. Aber er wolle von seinem Vater keine Bilder, um sie dann selbst zu verkaufen.

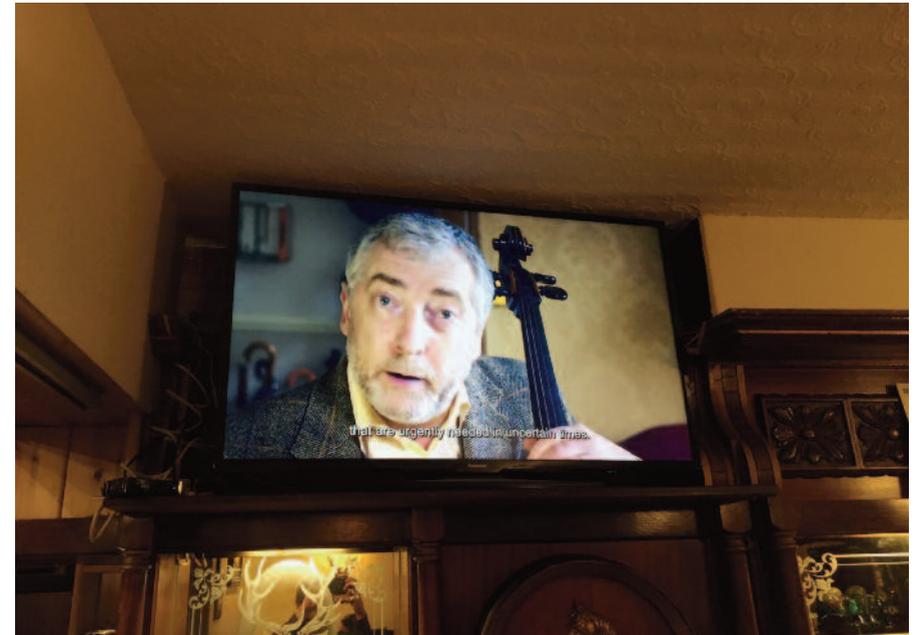
Auch Richard ist ins Atelier gekommen; er bleibt, um sich von mir portraituren zu lassen. Ich verspreche ihm, nicht länger als zwanzig Minuten zu brauchen, und bin in der Tat sogar schneller fertig. Ich gehe nicht ins Detail, weil ich damit normalerweise zuverlässig die Frische und den skizzenartigen Charakter solcher Schnellschüsse verderbe.

19. September 2017 Tag neun.

Als ich gestern Abend im Atelier arbeitete, klopfte Neil an: Er stehe mit dem Auto vor der Tür, ob ich Lust hätte, ins Pub in Newbliss mitzufahren. Es käme eine Sendung im Fernsehen, die er präsentiere. Er hatte in der Kneipe angerufen, ob es möglich wäre, für eine halbe Stunde auf BBC2 zu schalten. Kein Problem. Allerdings verkümmeln sich die wenigen Gäste in der linken der beiden zusammengehörigen Bars, sobald der Sender von einer Daily Soap auf eine Wissenschaftssendung umgeschaltet wird, in der vom gezielten Absturz der Raumsonde Cassini in die Saturn-Ringe berichtet wird. Neil und ich trinken stoisch einen Gin Tonic, bis seine Sendung "The Power of Music", oder vielmehr: „Cumhacht an Cheoil“ beginnt, denn die Sendung ist in Irisch, mit englischen Untertiteln.

Neil stellt darin verschiedene Solomusiker und Gruppen vor, mit denen er befreundet oder bekannt ist, und versucht, im Gespräch mit ihnen zu ergründen, was es ist, das den Menschen in der Musik ergreift. Ein Pianist vergleicht manche Passagen von Schubert mit Abba und sagt, dass die leicht modulierte Wiederkehr eines Themas einen „*strong impact on human soul*“ habe. Ein ukrainischer Frauen- und ein irischer Schulchor sollen zusammen für eine Aufführung proben. Ein anglikanischer Priester ist ein Meister der Querflöte und betont deren spirituelle Wirkung. Durch das alles läuft Neil, elegant wie ein Landedelmann, mit einem Hut und Wollschal, mit seinem Cello auf dem Rücken. Ein paar Einstellungen zeigen ihn in seinem schönen Haus in Belfast, am Klavier beim Komponieren oder beim Sortieren von Programmen und Noten aus seiner langen Komponisten- und Musikerkarriere. Er ist schon mit den Dubliners getourt, und ein Stück von ihm wurde schon von einer amerikanischen Raumfahrerinnen in der ISS auf der Flöte gespielt. In einer Szene kommt er aus dem Haus, das Ganze ist von der Straße aus gefilmt, und in dem Moment, als er die Treppe herunterkommt, öffnet sich wie von selbst der Kofferraum seines Autos, um ihn zu begrüßen.

Es wird nicht ganz klar, ob es in der Sendung mehr um das Thema „*power of music*“ oder um eine Hommage an das Lebenswerk von Neil geht. Jedenfalls (wir sind inzwischen beim Whiskey angekommen) trudeln von überall her SMS ein, in denen Neil gratuliert wird. Seine Tochter konnte in Paris den Besitzer eines Irish Pub überreden, die Sendung einzuschalten, und schickt ein Selfie mit Freunden vor dem Fernseher. Als wir eins von uns zurückschicken und Neil schreibt, er sitze hier mit einem deutschen Kumpel, schreibt sie: MEIN PAPA IST DER BESTE PAPA DER WELT. In Deutsch. Was natürlich gar nicht möglich



NEWBLISS, Neil's Sendung „Cumhacht an Cheoil“ im Pub-Fernseher des McGuinn's

ist, denn das bin ja ich. Sagt Moritz. Neil ist sehr stolz und zeigt mir voll Überschwang auf dem Heimweg, was für ein wunderbares Auto sein 3,5-Liter Skoda ist. Ich lasse ihn den sich automatisch öffnenden Kofferraum vorführen, er zeigt mir die mitlenkenden Scheinwerfer, den Sportmodus. Ich bin angemessen erstaunt.

Beim Frühstück erzählt Ted von dem Kapitel, an dem er gerade schreibt: als er mit der Theatertruppe in Australien tourte und auf der längsten schnurgeraden Straße der Welt unterwegs war. Er fuhr einen Lastwagen mit Bühnenmaterial, ein französischer Kollege einen anderen mit Garderobe. Weil die Strecke neun Tage geradeaus ging, war die größte Herausforderung, nicht einzuschlafen und auf der Straße zu bleiben, zumal regelmäßig die großen Roadtrains entgegenkamen, die, ausgestattet mit einem Stoßfanggitter, nie ausweichen, sondern den Gegenverkehr zwingen, an den Rand zu fahren, weil die Straße meist nicht breit genug für zwei war. Sein Kollege kam irgendwann von der Straße ab, der Truck stürzte um, und der gottlob unversehrte Franzose lief geschockt um das havarierte Fahrzeug herum. Er hatte schlagartig alle Englischkenntnisse verloren und flüchtete auf Französisch. Da hielt ein entgegenkommendes Auto, um ihm zu helfen, und der Fahrer war just ebenfalls Franzose. Der einzige vermutlich im Umkreis von Hunderten von Kilometern.

Neil erzählt, dass Tyrone Guthrie ca. 1965 versucht habe, in Newbliss eine Marmeladenfabrik aufzubauen, aber keinen ökonomischen Erfolg damit hatte. Heute seien die Räumlichkeiten ein Auslieferungslager für Sexspielzeug. Wir stellen und vor, wie Leute mit rotem Kopf dort hereinkommen und sagen: „Well, I'm here for, um, the marmalade ...“

Ich fahre mit Richard nach Cootehill, um einzukaufen; er schlägt vor, ein schnelles Bier zu trinken. In der Bar kommt er schnell mit allen ins Gespräch, als er die Fabrik von Abbott Labs erwähnt, die am Rande der Stadt liegt. Sie ist ein großer Arbeitgeber hier, und die Mutterfirma stammt aus Richards Heimatort. Auch den Barmann zieht er schnell ins Gespräch, der früher mit einer irischen Band durch die Welt tourte, und später sesshaft wurde und die Bar aufmachte. Er berichtet von einer Tour mit der Band nach Chicago, wo sie in ein Hotel einchecken wollten, das aber just an dem Abend geschlossen wurde, weil es in einen Mafiakrieg involviert war, der auch schon mal dazu führte, dass ein Hotel plötzlich in Flammen aufging. Sie wollten also gerade mit ihrem Auto von diesem zu einem anderen Hotel aufbrechen, als sie von vier Polizeiautos gestoppt wurden. Die Situation war brenzlich, der Bandleader riet allen, sich nicht zu rühren, um nicht eine Schießerei auszulösen. Als schwer bewaffnete Polizisten an die Fahrerseite kamen, und er die Scheibe herunterließ, sagte er sofort: *„We are an Irish Band“*. *„That’s nice: we are Irish, too!“* sagte einer der Polizisten. Der Bandleader holte eine Flasche Irish Whiskey unter dem Sitz hervor, schenkte sie dem Polizisten, und mit einem *„Have fun!“* – *„Have fun!“* war die Sache bereinigt.

Richard gibt dem Barmann seine Karte und sagt, wie schon so oft: Wenn du mal nach St. Petersburg, Florida kommst, ruf mich an, ich zeig dir die Stadt. Ich zerre ihn aus der Bar, bevor er alle anderen auch noch einlädt.

20. September 2017

Tag zehn.

„Es ist ein nie endendes ethisches Dilemma, erwachsen zu sein und die Nachrichtenlage zu kennen und gleichzeitig glücklich sein zu wollen.“

Margarete Stokowski in einer SPON-Kolumne

Beim Abendessen ein paar neue Gäste: eine ältere Künstlerin, Paul, ein hagerer Schriftsteller, eine sehr extrovertierte schwarze Amerikanerin aus Virginia, die gerade ihr erstes Buch bei Randomhouse untergebracht hat. Von Neil erfahre ich, dass die Tänzerin, die angereist ist, um mit ihm eine Show zu proben, Jean Butler ist, die zusammen mit Michael Flatley in den Neunzigerjahren Riverdance gegründet hat. Wenn sie, schlank und sehr aufrecht, durch die Küche schreitet, merkt man, dass sie Aufmerksamkeit gewohnt ist und erwartet, dass man sie kennt. *Sorry Jean, I didn’t.*

Gestern Abend bat ich Neil und Ted, mir für Potraits Modell zu sitzen. Ted bringt ein Brett und zwei kleine Zeichenpapiere mit, die er auf dem Brett mit Klebestreifen befestigt. Er zeichnet mich, während ich ihn in Acryl portraitiere. Dass er Kunst studiert und als Illustrator gearbeitet hat, sieht man an seinem sicheren Strich. Er hat’s allerdings schwerer als ich, weil ich mich ständig bewege, und er im roten Korbsessel stillsitzt. Nach zwanzig Minuten bin ich fertig und einigermaßen zufrieden. Neil sagt, das Bild sehe seinem Bruder sehr ähnlich.



TYRONE GUTHRIE CENTER, Jogging (Schafsrunde)

Neil bringt eine halb volle Flasche Wein mit, die wir brüderlich teilen. Er hat ein herrlich senffarbenes Hemd an, und ich habe Angst, dass ich es mit meiner wilden Malerei bekleckern könnte. Es geht aber alles gut, und nach gut fünf Minuten habe ich das Gefühl, die Sache nicht mehr verbessern zu können. Es sieht ein bisschen aus wie Anthony Quinn in Alexis Sorbas.

Wir sprechen dann noch lange über Neils Musik, die eine Mischung aus Klassik, zeitgenössischer Musik und Folkmusik ist. Seine Cello-Suite ist deutlich an Bach angelehnt, aber trotzdem eigenständig und neu. Der Sender im Radio, das in meinem Atelier beim Arbeiten immer läuft (Lyric FM), mit viel Jazz und Pop, gefällt auch Neil sehr.

Neil hat die Aufzeichnungen von Anna Magdalena Bach gelesen und ist besonders beeindruckt davon, dass sie schreibt, ihr Mann sei bis zu seinem Tod sexuell sehr aktiv gewesen. *„This fucking guy was fucking even when he got nearly blind! Fucking John Sebastian!“*

21. September 2017

Tag elf.

Es regnet den ganzen Tag. Ich versuche mich an Portraits nach Internetfotos von Louise Bourgeois und Francis Bacon.

Das Abendessen, das Lavina kocht, ist sensationell: ein Ratatouille, mit Zitrone und etwas Schärfe abgeschmeckt, Reis mit einer vegetarischen Soße, die mich mit ihrem Koreander und Kreuzkümmel an mexikanische Gerichte erinnert, als Nachspeise Melonenstücke in einer Sauce mit Minze und Ingwer.

Nach dem Abendessen zeigt mir Ted in seinem Zimmer am Computer ein paar seiner Illustrationen. Er hat zwar seinen iMac dabei, schreibt aber alle Texte erst mal per Hand in A4-Hefte; drei hat er schon voll. Mit acht oder neun Jahren hat er mal einen Schönschreibwettbewerb in der Schule gewonnen, und obwohl er behauptet: „*and since then it's getting worse every day*“, kommt mir seine Schrift akkurat vor, wie es auch seine Zeichnungen sind. Er ist ein penibler Detailzeichner; man kann sich vorstellen, dass er an den Bildern jeweils viele Tage lang gearbeitet hat.

Den großen begehbaren Kopf aus dem Garten der Wunder in Bomarzo hat er für ein Plakat der Inszenierung von Footsbarn verwendet. In einer Skizze hatte die Zeichnung noch Augen: gebildet aus einer blauen Erde im einen und einer Mondfinsternis im anderen Auge. Als er in einem kleinen italienischen Ort die Reinzeichnung fertigstellte, sei plötzlich einer der Patienten der örtlichen psychiatrischen Klinik hereingekommen, die tagsüber frei durch den Ort streifen durften, habe ihm über die Schulter geschaut und die Zeichnung für gut befunden. Bis auf die Augen, die ihm gar nicht gefielen. Ted bekam Zweifel, bedeckte die schon fertig gestalteten Augen mit Papierkreisen und malte Himmel hinein, sodass man nun durch den ganzen Kopf hindurchschauen konnte; dann brachte er das Plakat in die Druckerei. Er ist dem psychisch Kranken heute noch dankbar, denn er ist überzeugt, dass die Sache nun viel besser ist.

Eine andere Zeichnung zeigt einen Zug, der über eine Brücke fährt, von der nur noch die Pfeiler stehen, was der Zug aber völlig ignoriert. Er spiegelt sich aber auch als Einziges nicht im Wasser: „*a ghost train*“.

Er zeichnet auch humoristische Blätter, so z. B. Schweine, die am Strand von Galway Urlaub machen, die Sonne glüht vom Himmel herab, sodass sie auf den Steinen Spiegeleier braten können. In der Tat gebe es nur ungefähr drei warme Tage im Jahr in Galway.

Eine andere Zeichnung zeigt eine Landschaft im Yosemite National Park, einen großen verschneiten Berg, davor einen filigranen Baum mit fein verzweigten, laublosen Ästen.

Auf Teds Schreibtisch liegen zwei große Pilze, die er im Park abgeschnitten hat und denen er dabei zusieht, wie sie immer mehr zusammensinken und leichter werden.

Connor zeigt Richard und mir sein Studio, das im gleichen Gebäude liegt wie meines, aber ein Stockwerk höher, über eine Metallbrücke erreichbar von dem Rasenhang aus, den ich vor meinem Atelierfenster sehe. Er macht multimediale Installationen, z. B. aus Abdrücken von Münzen in Gipsbatzen, die er in großer Menge an die Wand kleben will. Oder aus Zweigen einer aus Asien eingeschleppten Pflanze, die die hiesige Flora bedroht und deshalb



TYRONE GUTHRIE CENTER, Jogging (Schafsrunde)

vernichtet werden muss: Er klebt an die Enden der Zweige Briefmarken aus aller Welt und will damit den Umgang mit Migranten zeigen, die als Bedrohung wahrgenommen werden. Er zeigt auch ein paar Videoskizzen, z. B. einen Film, der Schnipsel aus dem nordirischen Bürgerkrieg mit Details aus dem irischen Alltag kombiniert, unterlegt mit der rückwärts abgespielten irischen Nationalhymne.

Auf dem Boden eine zu sternförmigen Mustern ausgelegte Installation aus zu Dreiecken gefalteten schillernden Papieren, die wie Intarsien im Holzboden wirken. Alles wirkt so, als ziele der junge Künstler direkt auf Museen, denn alles ist vermutlich nur schwer an den privaten Sammler zu bringen.



TYRONE GUTHRIE CENTER, Jogging (Hunderunde)

22. September 2017 Tag zwölf.

Weil ich um sechs Uhr schon wach bin, gehe ich mit der Nikon nach draußen, um den Sonnenaufgang über dem See zu fotografieren. Der Himmel ist weitgehend klar, und es entwickelt sich kein spektakuläres Morgenrot. In der Stille des Morgens fallen zwei seltsame Geräusche auf: das Surren der infrarotgesteuerten Kameras, die sich überall auf dem Gelände auf schwarzen hohen Masten drehen und einen bedrohlich zu verfolgen scheinen. Sie bewegen sich sehr schnell, wie um einen einzuholen, dann wieder ganz langsam. In der Nacht glühen ihre Infrarotsensoren orangerot. Wer die Aufzeichnungen wohl anschaut? Angeblich müssen die Dinger aus versicherungstechnischen Gründen sein, da das Center staatlich ist. Ein weiteres Surren ist nicht weniger unheimlich, wie eine große Hummel. Es kommt von einer Drohne, die ein Mann am See über dem Wasser fliegen lässt. Ich gehe wieder ins Bett und wache erst um neun wieder auf: Inzwischen ist ein herrlich sonniger Tag angebrochen. Kaum bin ich wach, ruft Werner Maier an, um meine gestern an ihn gemailten Bilder zu kommentieren. Er findet, ich sollte mehr Mut haben, was ganz Neues zu versuchen. Findet die Sachen aber ganz gekonnt.

Richard kommt ins Atelier, um seine Portraitzeichnung abzuholen. Er hat als Geschenk ein kleines Aquarell im typischen Richard-Stil mitgebracht: eine Federzeichnung von ein paar Leuten am Wasser, ein paar Segelboote, alles sehr bunt. Ich bin sehr gerührt.

Zum Abendessen hat Lavina asiatisches Huhn gemacht, mit Curry und ordentlich scharf, dazu Kartoffelgratin mit viel Knoblauch. Jean Butler, die am Nachmittag nach fünf Stunden Proben schon darüber geklagt hatte, dass sie nicht mehr richtig laufen kann, ist nicht zum Essen erschienen.

Die hagere Schriftstellerin mit den großen Augen und den kurzen schwarzen Haaren kommt zu mir ins Atelier, um portraitiert zu werden. Ich bin mir nicht sicher, ob sie mit dem Ergebnis zufrieden ist; sie findet den Gesichtsausdruck traurig.

Ich skype mit Riccardo de Nigris, der mich als Bühnenbildner für sein nächstes Projekt haben will: ein Stück mit dem Titel „*Anima fragile*“, nach Musik von Vasco Rossi. Er ist schon wieder sehr euphorisch; seine Grundidee kommt mir noch nicht völlig ausgereift vor. Es soll unter anderem gehen: um einen Musiker, der ein Stück schreibt, um das Gefühl ständiger Bedrohung in der Gesellschaft, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit, um Rockmusik. Ricky hält eine kleine Skulptur zweier eng umschlungener und verknoteter Figuren in die Kamera: Darum gehe es letztlich. Wir werden sehen.

23. September 2017 Tag dreizehn.

Nach dem Frühstück (Richard und Ted verabschieden sich; Ted macht mir noch ein Spiegelei mit Speck) fahre ich nach Cootehill, um Briefpapier, Umschläge, Briefmarken zu kaufen. Im Supermarkt ist irgend ein Jubiläum; überall sind Probierstände aufgebaut mit Snacks und Gekochtem, mit Cider und Wein. Ein ganzer Bus mit Behinderten unterschiedlichen Grades macht gerade einen Einkaufsbesuch, einige können selbstständig durch die Regalreihen streifen, und sie bedienen sich begeistert an den ausliegenden Köstlichkeiten. Andere werden im Rollstuhl herumgeschoben. Im Eingang ist ein Elektroklavier aufgebaut, und ein älterer Herr trägt irische Songs vor. Ein Behinderter möchte auch singen, und man kann sich auf ein beiden bekanntes Lied einigen. Der Behinderte schmettert, vom Profi begleitet, mit großer Leidenschaft und mäßiger Beherrschung der Melodie sein Lied ins Mikrofon. Großer Beifall. Dann ist wieder der offizielle Musiker dran, und zu seinem nächsten Song beginnt eine behinderte junge Frau selig lächelnd alleine zu tanzen, mit extrem betonten, wiegenden, hin- und herschaukelnden Bewegungen, und so, als halte sie einen Tänzer im Arm.

Ich versuche, auf meinem Rechner einen Alex-Katz-Katalog für die Galerie Noah zu layouten, habe mich aber mit meinem Laptop in eine Zwickmühle begeben: Es läuft das neueste Betriebssystem, mit den neuesten Grafik- und Layoutprogrammversionen. QuarkXPress lässt sich zwar starten, aber schon bei den ersten Befehlen friert das Programm praktisch ein: Der Prozessor von 2010 ist zu schwachbrüstig. Ich versuche es mit einigen früheren

Programmversionen: Die laufen auf dem neuen Betriebssystem nicht mehr. Der Rechner traugt praktisch nur noch für einfache Arbeiten, als bessere Schreibmaschine.

Ich laufe die Hunderunde, und prompt kommen der kleine Kläffer und der große braune Hund wieder auf mich zugerannt. Ich gehe langsam, spreche beruhigend mit ihnen, bis sie mich beschnuppert und erkannt haben und unbehelligt ziehen lassen.

Jena Woodhouse, die Schriftstellerin aus Australien, kommt zum Portraituren ins Atelier. Sie erzählt über Gott und die Welt: ihren russischen Exmann, der auch Schriftsteller ist, und nach Moskau zurückgegangen; über ihre Jahre in Athen, wo sie Kontakte zur dortigen Archäologieszene aufgebaut hat (sie wollte selbst mal Archäologin werden); über die Straßenhunde in Athen, die angeblich von staatlicher Seite unterstützt und am Leben erhalten werden (mir war eher das Gegenteil bekannt: Staaten, die wilde Hunde einfangen und beseitigen lassen); über einen Athener Hund namens Wurst, der immer vor einer Militärparade der Soldaten in traditionellem Rock und mit Bollenschuhen herspaziert sei; über ihren Bruder, dessen Kind sie noch nie gesehen habe, weil der keinen Kontakt mit ihr wünsche; über ihren Sohn, der, nachdem sie zwei Schlaganfälle gehabt habe, ihr eine Urkunde zum Überschreiben ihres ganzen Besitzes zur Unterschrift vorgelegt habe. Sie hatte vor der Portraitsitzung größte Bedenken, ob sie sich überhaupt malen lassen sollte, hatte sich dann aber besonders hergerichtet, geschminkt und einen schönen Schal umgelegt. Und war am Ende sehr froh über unsere Malsession.

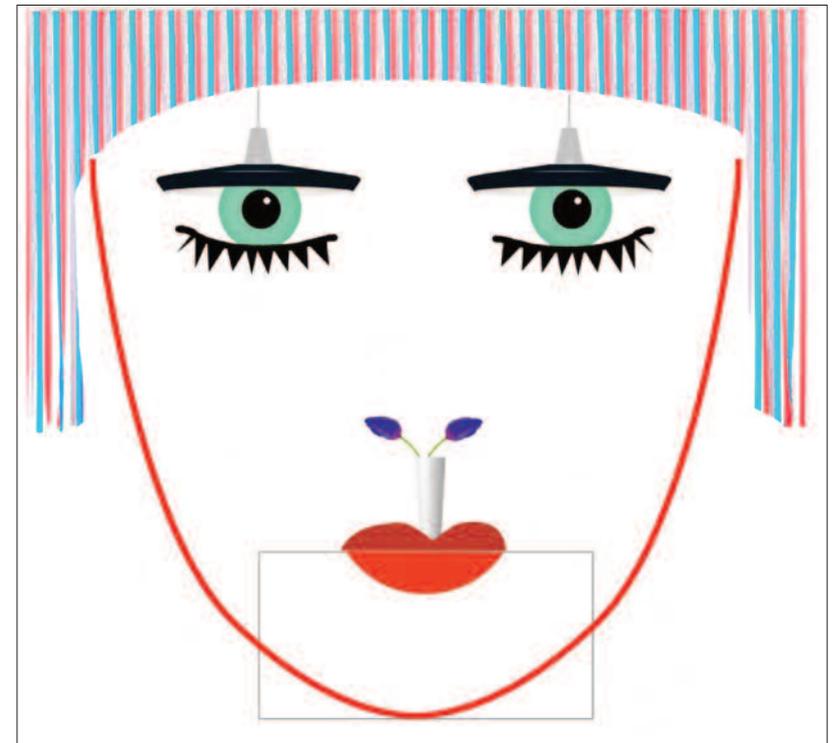
Ich arbeite an einer Idee für ein Bühnenbild für Riccardo de Nigris' nächste Choreographie (Anima fragile, mit vier Songs von Vasco Rossi). Die ursprünglichen Pläne, Tafellack-überzogene Wände von den Tänzern mit Rahmen und Fenstern bezeichnen zu lassen, in die dann projiziert wird, verwerfe ich, weil ich erfahren habe, dass Ricardo Fernando, der Ballettdirektor, für ein Stück Ähnliches plant.

Kern ist nach wie vor ein von Riccardo gewünschtes Multifunktionsmöbel, das als Tisch genutzt werden kann. Ich zeichne einen Quader von 100 x 200 x 80 cm, an einer Schmalseite und einer 80 x 200 cm langen Seite offen, in den ich eine Treppe einbaue, die, wenn der Quader liegt, bis in 1 m Höhe führt, wenn er aufrecht steht, bis in 1,6 m. Dazu ein paar einfache Gegenstände: ein rotes Tau, aufgerollt; eine Vase, ein paar Tulpen, zwei weiße Eimer mit rotem Sand, ein Tuch ... Mit diesem Spielmaterial sollen die Tänzer in der Choreographie arbeiten; am Ende setzen sie die Elemente zu einem Gesicht zusammen. Als Übergänge zwischen den Songs sind Live-Videoprojektionen geplant.

Abends gibt es Lachsforellenfilets, die wundersam untrocken und zart geraten sind, dazu Kartoffeln, Bohnen und Karottengemüse. Zum Abschluss ein Soufflé aus Eischäum, Mandeln, weißer Schokolade, Himbeeren, überbacken.

Ich male ein weiteres Portrait der hageren Schriftstellerin mit den traurigen Augen; ich nehme viel Farbe, Leuchtfarbe für den Schal; mit dem Ergebnis ist sie viel zufriedener.

Danach Facetime-Konferenz mit Ricky. Bis auf die genaue Funktion der Videoprojektion im Stück sind wir uns einigermaßen einig, er mag die Ideen.



BÜHNENBILD-ENTWURFSSKIZZE

24. September 2017

Tag vierzehn.

Am Frühstückstisch sitzt Michael, der wie jeden Tag schon im See beim Schwimmen war (14 Grad). Er hat heute einen gewagten Filmdreh gemacht: Er positionierte seine Kameradrohne am Ufer in ca. 1,5 m Höhe und ging dann baden, in der Hoffnung, dass sie ihre Position nicht verlassen möge. Es ging alles gut, obwohl auf beiden Seiten nahe Büsche und Pfähle standen, die das Fluggerät leicht hätten zum Absturz bringen können.

Er erzählt von einer neuen Software, die automatisch nach voreinstellbaren Parametern Filmsequenzen analysiert (Geschwindigkeit, Atmosphäre, Licht, Schnittfolge) und selbsttätig Filmmusik dazu komponiert.

Ein Freund von ihm arbeitet seit Jahren als Komponist im Team von Hans Zimmer, der seine Sachen angeblich weitgehend von einer größeren Truppe von ihm zuarbeitenden Komponisten erledigen und das Ganze am Ende unter seinem Namen laufen lässt.

Ich stelle fest, dass ich an diesem ruhigen, völlig ungefährdeten Frühstückstisch von insgesamt drei mobilen Kameras draußen ins Visier genommen werde.

Sehr produktiver Vormittag: Ich male einen Mops. Connor kommt ins Atelier, und ich portraitiere ihn; das Gesicht gerät zu lang, aber es scheint mir kein schlechtes Bild. Beim Mittagessen springt Jean Butler mit einer Fliegenklatsche durch die Küche und erlegt ein Dutzend Fliegen und ein paar Mücken.

Weiter im Atelier: ein Beckett-Portrait und ein Kokoschka-Portrait; beide fast etwas zu geschickt. Ich male aus dem Gedächtnis noch ein Portrait mit Elementen aus dem Kokoschka-Formenrepertoire, das freier und stärker wirkt.

Die Wahl in Deutschland ist einerseits sehr fern, andererseits holt mich das katastrophale Ergebnis auch wieder ganz unmittelbar nach Hause zurück. Ich schaue mir die Elefantenrunde und die Will-Runde an und stelle fest: Niemand hat was falsch gemacht. Gauland freut sich, wie alle über ihn streiten.

25. September 2017

Tag fünfzehn.

Halbzeit vorbei. Ich will einen Ausflug zum Giant's Causeway an der Nordküste machen. Inzwischen steige ich schon auf der richtigen Seite ins Auto ein; ich vergesse allerdings, dass ich im Navi das Land ändern muss, und fahre deshalb erst mal eine Dreiviertelstunde in die falsche Richtung, bis ich merke, dass es den Ort, den ich als nahe beim Ziel gelegen ins Navi eingegeben habe, im Norden und im Süden gibt. Ich programmiere neu, und dann sind's noch drei Stunden ...

Ich höre eine Radioshow, die in kurzer Zeit ein paar kuriose Themen zu einem impressionistischen Bild von der gegenwärtigen Lage Irlands zusammenkleckst. Es beginnt mit der



Nachricht, dass die Fifa ihre Regularien überdenkt, und das Tragen der *remembrance poppies* bei Fußballspielen nicht mehr sanktioniert (als politisches Zeichen) wie noch im vorigen Jahr. Anrufer im Studio diskutieren heftig das Für & Wider; es geht sofort um grundsätzliche Fragen: Ob das eine Provokation für republikanische Spieler sei, ob man einfach jedem freistellen solle, das Zeichen zu tragen, und ob das Poppy nicht doch ein Symbol der britischen Herrschaft sei.

Nächstes Thema: „Wer regiert in Irland in der Küche?“, fragt der Redakteur. Sofort ruft ein Hörer an, der erklärt: Der Mensch sei ein territoriales Wesen, das seinen Bereich abstecke, wo immer es sich befinde. Und die Küche sei nun mal der Bereich der Frauen. Darum stelle es eine Art Provokation dar, wenn der Mann diesen Bereich dadurch verletze, dass er sich in der Küche zu schaffen mache. Er selbst vermeide diesen Konflikt, indem er die Küche nie betrete. Einige wenige, hörbar alte Herren stimmen zu, insgesamt ist die Empörung aber groß. Der Moderator stellt den Reaktionär in den Senkel.

Dann geht es um Körperhygiene: Wer erinnert sich noch, wie das früher war mit dem Baden, Duschen, Waschen? Wie ist das heute? Sehr alte Hörer schildern, wie in ihrer Kindheit die ganze Familie in die Wanne stieg, hierarchisch geordnet: zuerst der Vater, dann die Mutter, dann die sieben Kinder, alle ins selbe Wasser, das vorher auf dem Herd in großen Töpfen heiß gemacht werden musste. Man machte Katzenwäsche unter der Woche, ein

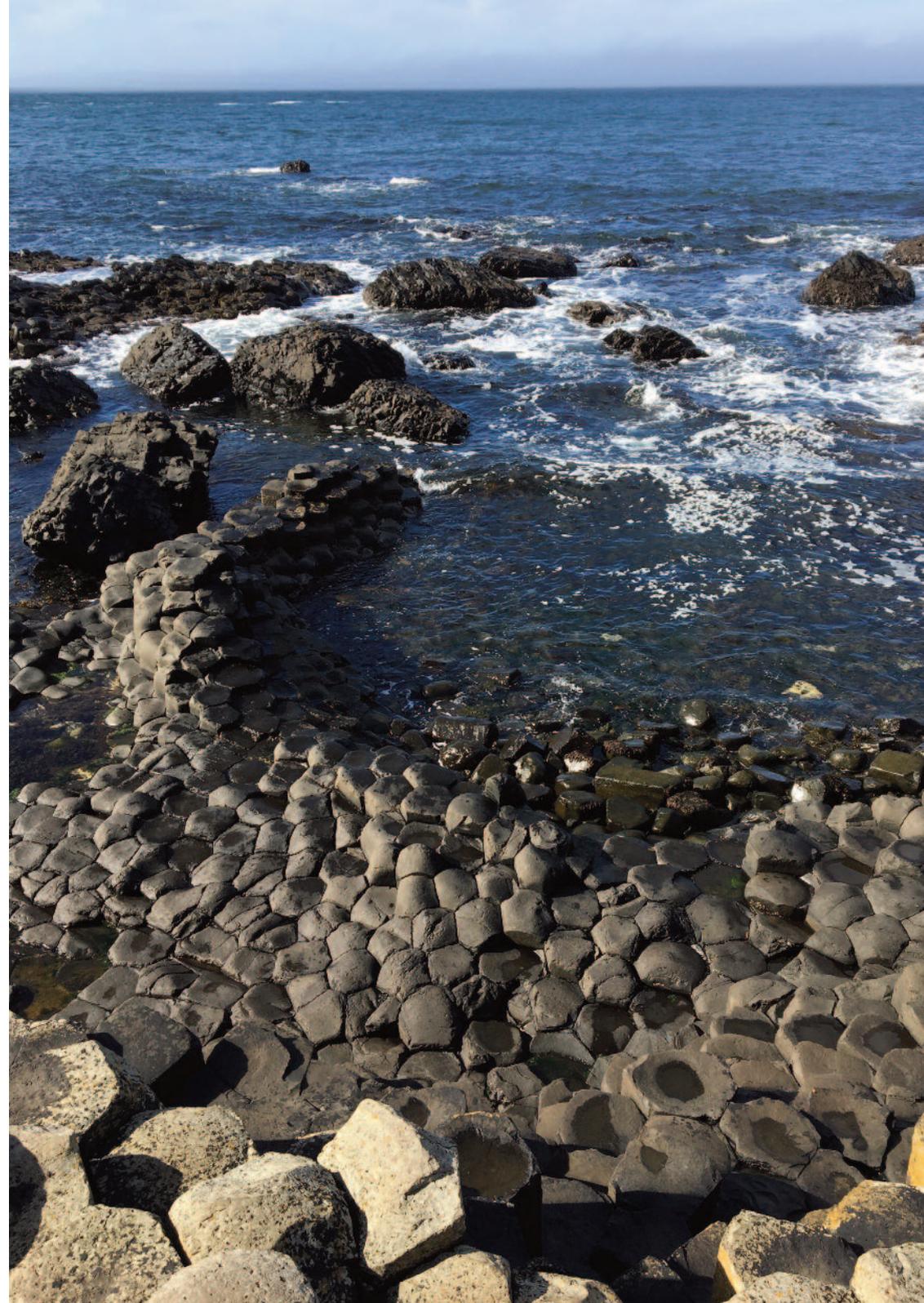
Bad höchstens einmal in der Woche. Ein Mann ruft an, der sich seit zehn Jahren nur mit Wasser wäscht und auch für seine Haare kein Shampoo verwendet. Das sei nicht nur genauso gut und wirkungsvoll wie das Waschen mit Seife, sondern auch noch besonders gut für Haut- und Haargesundheit. Eine bettlägerige Frau mit MS, die von einem Pflegedienst versorgt wird, ruft an und berichtet, sie sei seit sechs Wochen nicht mehr geduscht worden. Der Moderator bittet sie, ihre Daten bei der Sendeleitung zu hinterlassen, man werde dem Missstand auf den Grund gehen.

Dann Diskussion über einen Fernsehfilm über Bobby Sands, den jungen IRA-Mann, der 1981 im Hungerstreik im Gefängnis starb. Eine Meinung ist: Man sollte die Wunden dieser Zeit nicht wieder aufreißen, indem man eine Dokufiction über das Thema bringe, die eh nie allen Aspekten des Themas wirklich gerecht werden könne. Eine andere: Da laufend aus Bobby Sands Aufzeichnungen rezitiert werde, sei das Ganze deutlich aus der Sicht von Sands gestaltet und komme damit einer romantischen Verklärung seiner Person gleich. Wobei man die unzähligen Opfer der IRA nicht vergessen dürfe: Schließlich sei er Mitglied einer Mörderbande gewesen. Andere bescheinigen dem Film ein hohes Maß an Ausgewogenheit.

Eine Labour-Politikerin wird vom Moderator gegrillt mit einfachen Fragen wie: Ist es erklärte politische Absicht der Partei, im Gemeinschaftsmarkt zu bleiben oder nicht? Und: Strebt die Labour-Party ein neues Referendum über den Verbleib in der EU an, wenn sie an die Regierung kommen sollte. Die Frau laviert, widerspricht früheren eigenen Aussagen, mit der sie der Radiomann konfrontiert, und vergleicht ihre politische Strategie mit einem Kontrakt mit einem Fitness-Studio: Man könne sich eine Situation vorstellen, in der man zwar den Vertrag mit dem Studio nicht mehr verlängere, aber immer noch Zugang zu den Geräten habe. Da wird die EU allerdings die Schlösser zum Fitnessraum auswechseln, denke ich.

Apropos Schlösser: Stephen, der Macher der Radioshow, erzählt davon, wie er neulich sein Haus nicht mehr betreten konnte, weil ein Stromausfall den Fingerabdruckscanner, den er als elektronischen Schlüssel an seiner Haustür habe, lahmgelegt hatte.

In Bushmills stelle ich mein Auto auf dem Park&Ride-Platz ab und fahre mit dem Shuttle-Bus zum beeindruckend großen Giant's Causeway Center am Eingang der Bucht. Dort herrscht ein enormer Betrieb. Der Parkplatz ist schon voll, Busse bringen Scharen von Touristen. Für neun Pfund (ermäßigt für die, die mit dem Shuttle-Bus gekommen sind) gibt's ein Ticket, dann geht es einen Kilometer eine asphaltierte Straße hinunter zu dem Küstenabschnitt mit den eigenartigen sechseckigen Basaltstelen. Die Bucht und die eigentliche Sehenswürdigkeit könnten großartig sein, aber die Hunderte von herumkletternden Besuchern lassen das Naturschauspiel zu einem Freizeitpark verkommen. Es scheint auch kaum jemanden die reine Gesteinsformation zu interessieren: Fast alle sind dabei, sich gegenseitig oder als Selfie aufzunehmen. Selbst auf eine Landzunge, die eigentlich nicht betreten werden soll, worüber ein mit Leuchtweste und Trillerpfeife ausgerüsteter Guard wacht, schleichen ständig Paare, um das oh wie originelle Foto zu machen: Liam mit ausgebreiteten Armen vor der Gischte; dann Nora mit ausgebreiteten Armen vor der Gischte. Und so haben alle anderen immer irgend einen bierbäuchigen Liam oder seine Nora im Bild.





GIANT'S CAUSEWAY

Die meisten haben sich einen Audioguide geben lassen, sodass in babylonischem Sprachgewirr, in einem allgegenwärtigen Summen erklärt wird, was offensichtlich ist.

Zurück zum Ausgang, zur Shuttlebus-Haltestelle. Zwei Österreicher, die im Causeway-Hotel nächtigen, wollen die Bushmills-Distillery besuchen. Der Shuttle-Bus-Fahrer nimmt sie nicht nur umsonst mit, er verspricht ihnen auch, sie direkt dort hinzufahren, wenn er uns andere am Parkplatz abgeliefert hat. Und bietet ihnen an, sie am Ende seiner Schicht auch wieder dort abzuholen. Das könnte man vermutlich in Deutschland schwerlich erleben.

Ich will eigentlich noch Belfast besuchen, aber die Zeit wird knapp, und ich höre im Radio, als ich schon durch die Stadt fahre, dass wegen des Auffindens eines verdächtigen Gegenstandes im Zentrum eine Reihe von Straßen gesperrt sei. Ich beschließe, heimzufahren und an einem anderen Tag wiederzukommen. Unterwegs höre ich im Radio Folgendes: Busfahrer drohen damit, eine bestimmte Linie in Belfast nicht mehr zu bedienen, weil in der vergangenen Woche Jugendliche, die einen Park an der betreffenden Strecke fest in ihrer Hand haben, auf zwei Busse und ein Taxi Anschläge verübt haben, indem sie Steine gegen die Fenster schleuderten. In einem Fall sei ein Kind von Scherben des Fensters getroffen worden, in einem anderen habe der Busfahrer die Kontrolle über sein Fahrzeug verloren, als ein Ziegelstein durch seine Frontscheibe geflogen kam. Nur durch ein Wunder sei nichts Schlimmeres passiert. Die Busfahrgewerkschaft ruft Polizei und Stadtverwaltung dringend auf, endlich gegen dieses „unsocial behaviour“, wie es erstaunlich moderat formuliert wird, vorzugehen.



NEWBLISS, McGuinn's und The Stag Inn

Abends mache ich noch ein Portrait von Neil, der inzwischen wieder eingetroffen ist; danach fahren wir zusammen mit Jack, einem jungen Musiker, der Klavier und Konzertina spielt, ins Pub, um die zweite Folge seiner Sendung „The power of music“, oder richtiger: „Cumhacht an Cheoil“, mit englischen Untertiteln, anzusehen.

Das erste Guinness ist schon sichergestellt, da kommt Teddy Barns, 65, in die Bar, den Neil schon seit 20 Jahren kennt. Er war früher Verwalter im TGC und wurde irgendwann entlassen; die Angaben über die Gründe scheinen sich zu widersprechen. Er ging dagegen zweimal vor Gericht und gewann beide Male. Seitdem aber, erzählt Neil später, seien die stark Laissez-faire-orientierten Zustände im Center stark verändert worden zugunsten einer strafferen Leitung; auch die vielen Kameras auf dem Gelände könnten eine Folge der neuen Politik sein. Jedenfalls kehrte Teddy, dessen Frau die Schwester von Lavina, unserer Meisterköchin ist, nicht mehr in die Verwaltung zurück.

Er fährt heute Lastwagen, was ich sehr bedenklich finde angesichts seines Zustandes: Er kommt gerade von einer Beerdigung und gibt an, er habe heute schon ein Dutzend Guinness und sieben bis acht Whiskeys getrunken. Was von keinem der Anwesenden, die ihn kennen, bezweifelt wird. Er steht aufrecht, spricht, abgesehen vom starken Dialekt, durchaus deutlich und gibt gleich eine Runde aus. Der Anlass lässt die Gespräche allerdings erst mal verstummen: Beerdigt wurde der Mann seiner Tochter, der sich mit 40 erhängt hat. Die Familie scheint vom Glück nicht gerade verfolgt zu sein: Teddys Sohn ist seit einem Motorradunfall querschnittsgelähmt.

Von der Beerdigung weiß Teddy nur Lobendes zu berichten: Der Priester habe es verstanden, die richtigen Worte zu finden, nämlich dass es dem einen Herrn dort oben völlig egal



sei, wer einer sei und welche Religion er habe, dass wir uns gefälligst vertragen sollten und dass der Tote ganz sicher vom Herrn in Liebe aufgenommen würde. Fucking good speech. Slainte!

Inzwischen hat seine Frau ihn von draußen, vom Auto aus, angerufen, das sei jetzt seine letzte Gelegenheit gefahren zu werden; andernfalls müsse er heimlaufen. Aber sein letzter Whiskey muss dennoch in Ruhe getrunken werden. Dann verabschiedet er sich sehr herzlich von allen und schreitet aufrecht durch die Tür. Es müssen jetzt mindestens zehn Whiskeys sein, die sich zu dem Dutzend Porter gesellt haben.

Neil nimmt zur Sicherheit noch zwei 0,2-Liter-Flaschen Whiskey mit: Powers und Jameson's. Sie werden den Abend ebenfalls nicht überleben. Wir treffen uns in der Küche des TGC, weil mir die beiden Musiker Input zu meinen Bühnenbild-Skizzen versprochen haben. Nachdem sie die Sachen interessiert angesehen haben, gerät das Thema aber aufgrund stark nachdrängender anderer Fragen aus dem Blickfeld.

Jack spricht leidenschaftlich über den Einfluss, den die Musik Stockhausens auf seine eigene musikalische Entwicklung hatte, dass er Bach zwar als seinen *favourite musician* ansieht, ihm aber musikalisch niemals folgen würde. Neil und er lästern über den irischen Musikkollegen Paddy Moloney, der ein Gedenkkonzert für ein verstorbene Bandmitglied der Dubliners zu einer Hommage an sich selbst umfunktioniert habe ... Kurz bevor der Pegel der beiden Flaschen den Boden erreicht hat, gehe ich ins Bett. Am nächsten Morgen berichtet mir eine Schriftstellerin, sie habe nachts um halb drei jemanden gehört, der vergeblich versucht habe, leise den Weg ins Bett zu finden.

26. September 2017

Tag sechzehn.

Erstaunlich, welche Klarheit im Kopf ein paar Whiskey am nächsten Morgen erzeugen. Keinerlei Hangover, eher eine gewisse Aufgekratzttheit und Arbeitswut, um die im Pub statt im Atelier verbrachte Zeit zu kompensieren.

Waschtag. Eine von oben zu befüllende Riesenwaschmaschine steht im Raum hinter dem Wintergarten. Waschen und Pulver sind frei, für die Trockenmaschine müssen Stromkarten im Büro erworben werden. Mary im Büro zeigt nach draußen und rät, bei dem Wetter die Wäscheleine oberhalb des Ateliers zu nutzen. Hätte ich auch selber draufkommen können: *it's a beautiful day*. Die Vorhersagen: über eine Woche schlechtes Wetter ab morgen.

Im Atelier: Tagebuch nachtragen. Später male ich einen Stuhl, der in meiner Wohnung steht und dessen Holzfarbe im Licht, im Schatten und an Glanzstellen ich interessant finde. Farblich gelingt das ganz gut; formal hält sich das Ganze etwas zu eng ans selbstgeschossene Foto. Es ist schwer, auch bei den Portraits nach Fotos, über der Konzentration auf die Tonwerte die dynamische Formgestaltung nicht zu vergessen.

Beim Abendessen sitze ich neben einer alten Schriftstellerin, mit der ich über Religion und Gruppenzugehörigkeit spreche. Sie ist Jüdin, fern von ihrer Religion, lebt in London und erzählt unbefangen, dass sie lesbisch ist. Die Lässigkeit, mit der sie das Thema anspricht, kommt auch daher, dass sie viele Bücher über das Thema sowie Biografien von lesbischen Frauen veröffentlicht und damit viel Erfolg hat.

Sie ist davon überzeugt, dass es für den Menschen nötig sei, sich als zugehörig zu bestimmten Gruppen zu definieren, seien es religiöse, geografische oder solche der Weltanschauung. Ich bezweifle zwar nicht, dass es fast unmöglich ist, diesen Zuordnungen zu entkommen, glaube aber, dass diese Abgrenzung gegenüber anderen Gruppen, besonders was die Religion betrifft, das größte Unglück für die menschliche Rasse darstellt: Sie führt zu Krieg & Mord & Totschlag. Andere als nicht-zugehörig anzusehen, und im nächsten Schluss sofort als weniger wichtig und wert, ist meiner Ansicht nach die Ursache der meisten Konflikte weltweit. Die eigene Gruppe wird bevorzugt, die anderen werden benachteiligt, verachtet, bekämpft; die Ressourcen, Vorteile, Chancen werden sich selbst und den Seinen vorbehalten.

Später im Atelier versuche ich mich an einer Landschaft: Ein abends auf der Schafsrunde aufgenommenes Foto mit starken Kontrasten zwischen Partien im Licht und Schatten sowie warmem und sehr kaltem Grün ist die Herausforderung. Ich stelle fest, wie schwer es ist, eine fast schwarze Schattenpartie glaubwürdig dreidimensional zu malen, da die sehr enge Palette von Helligkeitsunterschieden wenig Spielraum zur Modellierung lässt.

Ich sehe mir im Internet noch eine Dokumentation über Scientology an. Angesichts des haarsträubenden Unsinn, der von Hubbard als Weltentstehungsmythos der angeblichen Religion als Fundament gegeben wurde, ist es erstaunlich, dass auch nur irgendein Mensch, der noch alle Tassen im Schrank hat, auf den Quatsch hereinfliegen kann. Das mag allerdings auch daran liegen, dass man erst nach vielen Jahren und dem Verlust von Hun-

dertausenden von Dollars zur Stufe des Operierenden Thetans aufsteigt, der dann den Koffer mit handschriftlichen Notizen des Meisters zur Entstehung des Menschen in die Hand bekommt. Bis dahin hat man schon so viel Scheiße gefressen, dass die Pulp Fiction, die dann in den Napf kommt, klaglos auch noch geschluckt wird. Es gibt allerdings im Zeitalter des Internets eigentlich keine Entschuldigung mehr dafür, im Tal der Ahnungslosen zu bleiben, da es ohne großen Aufwand jedem möglich ist, den ominösen Inhalt des Koffers auch ohne vorherige Fron zu lesen. John Travolta und Tom Cruise haben wohl keinen Internetanschluss.

27. September 2017

Tag siebzehn.

Es ist ein wahres Kreuz, wenn die gewohnten Programme nicht funktionieren. Da QuarkX-Press auf dem Laptop nicht läuft, versuche ich in Pages eine Präsentation des Bühnenbildes zu erstellen. Als nach langer Zeit alles fertig ist, meldet das Programm, ich könne das Dokument nicht speichern, weil ich die nötigen Zugriffsrechte nicht habe. Ich müsste das Dokument im Finder antippen, Apfel + i, und dann die Zugriffsrechte einstellen. Weil das Dokument aber noch nicht gesichert ist, kann ich es im Finder auch nicht antippen. Kurz & schlecht: Ich lösche das ganze Teil und baue mühsam ein neues Layout in Acrobat. Exklusive Vorführung des Programms von Jean Butler (Tanz) und Neil (Cello) im Tanzstudio, nur für den Musiker Jack und mich. Die Tanzfläche ist leer, ein paar Stühle repräsentieren weiße Würfel und eine weiße Bank, die später in der Aufführung ergänzt werden durch große weiße rechteckige Platten, die die am hinteren Rand der Bühne aufgestapelt sein werden.

Das ca. 50-minütige Stück ist ein Dialog zwischen dem Cello und der Tänzerin; Soli wechseln sich ab mit gemeinsamen Passagen. Jean tanzt vollkommen aufrecht, als werde sie oben am Kopf von einer Schnur gehalten; die Kopf-/Schulterpartie ist meist starr, keinerlei seitliche Schrägbewegungen des Kopfes. Jean sagt später, das sei typisch für den irischen Tanz. Dadurch erhält ihr Bewegungsrepertoire aber auch etwas Formalistisches, eine große Strenge. Passagen, in denen sich Beinarbeit wie beim irischen Stepptanz andeutet (sie kann ihre Wurzeln im Riverdance-Projekt nicht verleugnen), wechseln sich ab mit Schrittfolgen, die denen eines Dressurpferdes nicht unähnlich sind. Das Cello begleitet mit Klängen, die stark an Bachs Cello-Solosuiten erinnern. Manchmal scheint die Tänzerin die Führung zu übernehmen, manchmal treibt das Cello die Bewegungen an, ein paarmal wechselt der Spieler den Sitzplatz, beim Gehen wird er immer wieder von der Tänzerin gestoppt, die sich ihm in den Weg stellt. Da Neil ein fast völlig ausdrucksloses Gesicht zeigt, wird nicht ganz klar, in welcher Beziehung die beiden Akteure stehen. Man sieht dem Projekt die Entstehung aus der Improvisation an, was einerseits erfrischend ist, manchmal aber auch arg beliebig wirkt. In großen Passagen aber erzeugen und halten die beiden große Spannung und Konzentration. Durch die geschlossene Eingangstür regnet es stark herein, während der Aufführung bildet sich eine große Pfütze. Später male ich eine weiße Papiertüte auf einem Wandbord.



28. September 2017
Tag achtzehn.

Wie ich einmal in Belfast zwei Pfund Sterling verdiente. Das kam so: Der Tag versprach einigermassen golden zu werden, also brach ich nach Nordirland auf. Mein voriger Versuch, Belfast zu besichtigen, war ja an Zeitmangel gescheitert: Auf dem Rückweg vom Giant's Causeway schob ich mich zwar im Feierabendstau durch die Stadt, aber da ich das gemeinsame Abendessen nicht versäumen wollte und ich die Straßen des Landes nachts lieber meiden will, fuhr ich direkt nach Newbliss. Heute aber packte ich die Kamera ein, ein Päckchen Ginger-Kekse, und los ging's. Ich wollte unterwegs die Landschaft fotografieren, die unglaublichen Abstufungen von Grün, die gemähten Rasenflächen vor den Häusern mit den zu absurden Knollen geschorenen Büschen, die Zäune mit den charakteristischen vier horizontalen Brettern. Es ist nicht leicht, irgendwo anzuhalten: Die Straßen sind sehr kurvenreich, sehr schmal, man muss höllisch aufpassen, dass man nicht mit dem Gegenverkehr kollidiert, und hat kaum Gelegenheit, die Landschaft zu genießen. Lohnende Motive tauchen oft sehr plötzlich hinter einer Biegung auf, und schon ist man vorbei, kein Seitenstreifen zum Anhalten, oft sogar eine senkrecht rasierte Wand aus dichter Hecke direkt an der Straße. Wenn man etwas zu weit links fährt, raspelt der Außenspiegel dran. Ich kehre öfter um und fahre das Motiv noch mal an. Stark gefährdet vom Verkehr, der mich ja auch erst spät sieht, mache ich meine Fotos.

Im Radio eine heftige Diskussion unter Zuhörerbeteiligung über die terrorartigen Drohungen, die Unionisten in Belfast gerade in gemischten Vierteln gegen republikanisch gesinnte Familien richten, mit toten Ratten, die vor die Tür geworfen werden, unverhohlener Gewaltandrohung und Ähnlichem. Ein Repräsentant der Unionisten will sich nicht explizit gegen diese Machenschaften aussprechen, er könne nicht für seine Gruppe sprechen. Aber auch auf die direkte Aufforderung des Moderators hin, seine persönliche Meinung kundzutun, laviert er nur herum, offensichtlich um seine Gesinnungsgenossen nicht zu verprellen. Die Republikaner, die im Sender anrufen, beklagen sich, dass die Polizei Protestanten und Katholiken nicht gleich behandelte. Wenn ein Republikaner um Beistand bitte, werde nicht wirklich geholfen.

Geradezu problemlos komme ich nach Belfast; ich habe mir in der Karte eine Straße jenseits des Flusses herausgesucht, wo ich die Chancen, parken zu können, als besser einschätze. In der Tat: Jenseits der bequemen Brücke, die ins Zentrum führt, ist ein großer Parkplatz. Als ich das Auto abgestellt habe und meinen Rucksack aus dem Auto hole, stelle ich fest, dass ich meinen Geldbeutel im TGC vergessen habe. Ich stehe ohne Ausweise, Karten und Bargeld in der Hauptstadt eines fremden Landes.

Ich klopfe an die Autotür des neben mir parkenden Wagens, wo ein gut gekleideter Mann hinter dem Steuer zu warten scheint. Ich stelle mich vor, schildere meine Notlage und bitte ihn, mir Geld zu schenken, damit ich den Parkplatz wieder verlassen kann, bevor es noch teurer wird. Er sagt, dass er der Architekt des Hotels dort drüben sei, das sich gerade im Bau befindet, und selbstverständlich, kein Problem: Er gibt mir zwei Pfund. Mir ist es furchtbar peinlich; ich bin es nicht gewohnt, jemanden um Geld zu bitten, der das ja auch für eine Masche halten könnte. Am Automaten zeigt sich: Die ersten werweißwieviel Minu-





ten sind kostenlos, ich muss nichts bezahlen. Als ich zum Auto des Mannes komme, ist er schon fort. Ich verlasse den Parkplatz, bleibe aber draußen noch mal stehen, weil ich einen Mann sehe, der ihm sehr ähnlich sieht. Als ich ihm das Geld anbiete, ist er's aber doch nicht.

In einem Mietshausgebiet in der Nähe finde ich einen kostenfreien Parkplatz und gehe über die Brücke in die Stadt. Der erste Eindruck: Es betteln auch viele andere hier; die meisten, indem sie irgendwas musizieren, oft sehr professionell ausgerüstet mit Verstärker. Der erste Straßenkünstler ist ein Opersänger, ausweislich des vor ihm stehenden Schildes. Er schmettert mit herrlicher Stimme Popsongs. Dann folgen ein Saxophonist, ein sich auf der Gitarre begleitender Oasis-Jünger und dann unzählige mehr. Es wird aber auch an allen Ecken gebettelt, einige halten den Starbucks-Becher in der Hand, sind aber aufgrund von Drogen nicht in der Lage, auch nur den Kopf zu heben, wenn Geld in der Kasse klingelt. Das Zentrum von Belfast ist eine seltsame Mischung aus Läden und Einkaufszentren, wie man sie aus reichen Städten kennt, und leer stehenden Lokalen, Bau-ruinen und Brachen, die wohl schon länger bestehen, wenn man den Bewuchs in Betracht zieht. Es gibt eine reiche Kneipenkultur, sehr verlockende Bars und Lokale. Wenn man denn Geld hätte.

Ich gehe in einen Außenbezirk, in dem kleine braune Reihenhäuser in großer Zahl geschichtslose Viertel bilden. Die Vorgärten werden oft mit unglaublich kitschigen Dingen dekoriert: Schwänen, Zwergen, Fröschen, Keramikhunden, Blumenampeln ... Ich dachte, das sei typisch deutscher Kleinbürgerstil. Was sich hier auf engstem Raum an Scheußlichkeiten ballt, übertrifft aber alles, was ich bisher gesehen habe. Dazu kommen ausgiebige Beflagungen mit dem Union Jack bzw. in den republikanischen Vierteln mit Grün, Weiß und Orange. Und an Giebelwänden von Reihenhäusern martialische Wandbilder mit Bürgerkriegsmotiven oder Portraits von im Konflikt ums Leben Gekommenen mit der Überschrift: *we will never forget*.

An der Peace Line, der hohen Mauer, die das Shankill-Road-Viertel vom Katholikenviertel um die Falls-Road trennt, im Niemandsland zwischen den offen stehenden Toren, malen zwei Künstler an einem großen Wandbild: zwei weinende Babys, ein katholisches und ein protestantisches. John Costi und Paul Doran machen ihr erstes großes Bild, mit einer Fotovorlage mit Quadratraster. Sie versuchen, das Ganze mit Großraaster und mittels einer Leiter umzusetzen, und die stark deformierten Köpfe tun einem regelrecht leid: Man könnte sich vorstellen, dass der Schmerz in ihrem Gesichtsausdruck allein von der Verformung ihrer Schädel herrührt. Die beiden Künstler sind sehr stolz auf ihr Werk.

Alles ist hier eingezäunt: Selbst große vermüllte Brachflächen sind mit hohen Zäunen umgeben. Es gibt einen Kinderspielplatz, bei dem der Kletterbereich eingezäunt ist, daneben das ebenfalls eingezäunte Ballspielfeld und unmittelbar daneben die Wand mit darübersetztem Zaun der Peaceline verläuft. Als Kind bekommt man hier sehr früh Grenzen aufgezeigt. Am Auto angekommen freue ich mich unheimlich über meine Ginger-Kekse. Etwas zu trinken wäre nicht schlecht. Ich fahre heim und komme just rechtzeitig zum Abendessen. Klopfen beim Verlassen meiner Wohnung auf die Tasche: Der Haustürschlüssel klimpert in der Hosentasche. Ich ziehe die Tür zu. Es ist nicht der Schlüssel, es sind die zwei Pfund Sterling, die ich in Dublin gewonnen habe. Ingrid, die im Büro arbeitet, aber schon heim-



gefahren ist, kommt freundlicherweise aus Newbliss herauf, um mir mit einem Zweit-schlüssel aufzusperren. Nach dem Abendessen kommt Pippa Sweeney ins Atelier, um einen Blick auf meine Arbeiten zu werfen, weil sie morgen abfährt. Weil sie aber so gar nicht wieder gehen will, merke ich: Sie will auch portraitiert werden. Es gibt Gesichter, zu denen ich keine Idee finde, die ich nicht verstehe und die ich deshalb auch nicht umsetzen kann. Das hat nicht mit der Schönheit oder Hässlichkeit, nicht mit charakteristischen Details zu tun; es ist einfach eine Frage meiner persönlichen Auffassung von diesem Gesicht: ob ich eine Analogie in Malerei sehe. Bei ihr ist es leider nicht der Fall; ich bedaure das, denn sie ist sehr nett und ich würde ihr gern eine Freude machen. Aber das Ergebnis ist eher eines Leistungskurs-Kunst-Teilnehmers würdig als eines Berufskünstlers, der 35 Jahre Berufserfahrung hat. Sie ist sehr tapfer und findet es sehr gelungen, aber wir beide wissen, dass das Ergebnis scheiße ist. Ich sage, sie darf es sich morgen holen bevor sie fährt, wenn das Bild trocken ist.

Als sie gegangen ist, kommt Jena, die australische Schriftstellerin ins Atelier; sie hat sich in Schale geworfen und deutlich geschminkt, und sie ist froh, als ich ihr zuvorkomme und sie frage, ob wir nochmal ein Portrait versuchen wollen. Sie sitzt behaglich da und erzählt ohne Punkt und Komma. Mein Bild wird zwar wenig schmeichelhaft, aber lockerer als das erste; als ich sie wählen lasse, welches sie haben möchte, entscheidet sie sich für das erste.

Mit den gleichen Farben, die ich für ihr Bild angerührt habe, male ich rasch noch eine lockere Kopfstudie, die viel besser wird als alles, was ich heute gemalt habe, und einen von einem Louise-Bourgeois-SW-Foto ausgehenden hageren, kahlen Schädel.

29. September 2017 Tag neunzehn.

Das Wetter ist überraschend zwei Tage hintereinander gnädig; ich fahre nach Dublin. Jack hat mir empfohlen: Luas Red Cow, Park & Ride vor den Toren der Stadt. Die Website gibt eine Straße in Dublin 22 an, das Navi kennt die Straße nur unter Dublin 12, es handelt sich aber, als ich ankomme, um das betreffende Industriegebiet. Nur unter der genauen Adresse geht's nicht auf den Park&Ride-Platz, sondern in ein Firmengelände. Ich beschließe, ganz ins Zentrum zu fahren, obwohl ein Irland-für-Insider-Buch streng davor gewarnt hat: Der Verkehr sei wild und unberechenbar, man komme kaum heil durch. Es geht aber problemlos, sogar einigermaßen unzäh. Ich parke im sündteuren Parkhaus eines Einkaufszentrums.

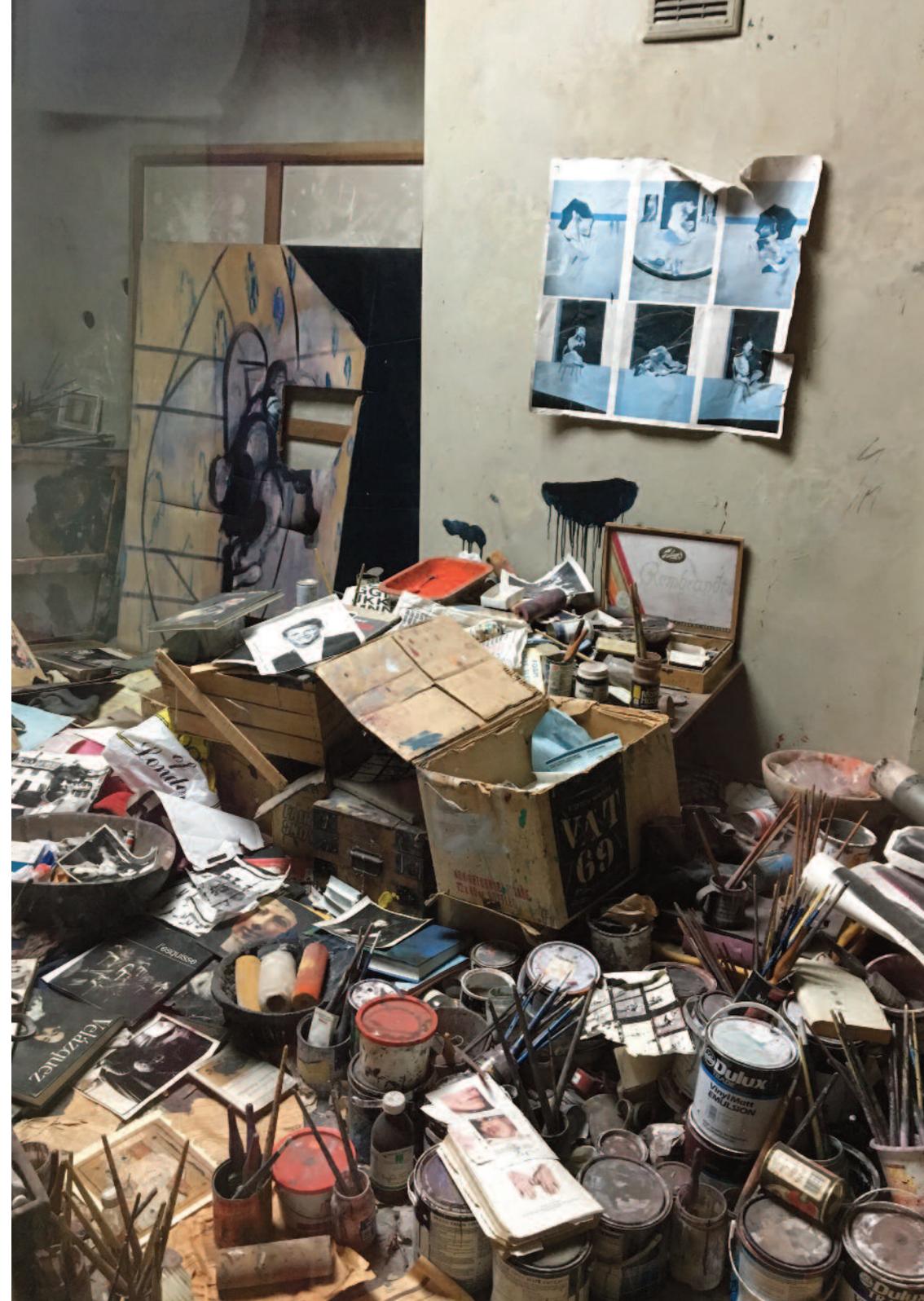
Das Atelier Francis Bacons, das bis hin zu den kleinsten Papierschnipseln und Farbspritzern akkurat ins moderne Museum Dublins transferiert wurde, finde ich just an dem Platz, an dem sich heute Hunderte von Menschen versammeln für eine Demonstration für die Abschaffung der restriktiven Abtreibungsgesetze. Ich komme noch einigermaßen leicht ins Museum (Eintritt frei, freiwillige Spenden erbeten), später muss ich mir den Weg bahnen durch Scharen von Aktivistinnen, die noch heftig am Schildermalen sind.



Bacons Atelier findet sich am Ende einer Saalflucht; hinter einer sich automatisch öffnenden Schiebetür aus gelbem Glas betritt man zunächst einen Filmraum, in dem ein Interview mit Bacon in seinem Atelier gezeigt wird. Das eigentliche Kämmerchen ist durch einen verglasten Türflügel sowie links um die Ecke durch zwei Fenster zu betrachten. Man kann in dem engen, völlig vermüllten Raum nur anhand der an der Wand abgestreiften Pinselspuren erkennen, an welcher Wand der Maler vermutlich gearbeitet hat. Es ist absolut unbegreiflich, wie aus so einem kleinen Raum so große Kunst kommen konnte – und wie der Meister es dreißig Jahre darin ausgehalten hat, auch als ihm ausreichend Mittel zur Verfügung gestanden haben mussten, um sich das angenehmste Atelier der Welt zu leisten.

Ich laufe kreuz und quer durch die Stadt, unter Vernachlässigung des Reiseführers und unter Auslassung vermutlich sämtlicher Sehenswürdigkeiten. Aber ich bekomme einen ganz guten Einblick in die Stadt: Sie macht, verglichen mit Belfast, einen weit weniger deprimierenden, wohlhabenderen Eindruck. Das liegt sicher auch an den Touristenmassen, die sich durch die Stadt schieben und vermutlich große Mengen Geld dalassen; jedenfalls kann man das anhand der noblen Papiertragetaschen annehmen, die viele Leute in ganzen Bündeln am Arm baumeln haben. Es müsste ein großes Vergnügen sein, sich mal nachts durch die Musik-Pubs Dublins treiben zu lassen: Die Auswahl ist groß und vielversprechend.

Die Rückfahrt ist problemlos, aber das erste Stück aus der Stadt hinaus ist mühsam, weil ich mich, in den Feierabendverkehr gezwängt, von einer roten Ampel zur nächsten hangeln muss.



ATELEIR VON FRANCIS BACON, Modernes Museum Dublin



TYRONE GUTHRIE CENTER, Annaghmakerrig Lake

Nach dem Abendessen kommt die lesbische Schriftstellerin ins Atelier und bringt zur Verstärkung eine andere Schriftstellerin mit, die sich auch portraituren lassen will. Das erste Bild gelingt vorzüglich: Ich hatte sie ja selbst gebeten, einmal vorbeizukommen, weil ich ihr Gesicht wirklich *sehe*, ich brauch also quasi nur nachzumalen, was ich schon weiß. Bei der anderen Schriftstellerin bin ich viel unsicherer, finde aber leidlich einen Weg zu einer gewissen Ähnlichkeit. Ich sollte jeden Tag diese Übungen fortsetzen: Ich kann mir vorstellen, dass ich im Laufe eines Jahres ein ganz brauchbarer Portraitist würde. Ich bedaure es, dass ich das Malen über so viele Jahre vernachlässigt, beziehungsweise so wenig fleißig und neugierig betrieben habe. Die Fotografie hat mir sicher auch beim Sehenlernen geholfen; es gibt aber kein schonungsloseres Übungsfeld als das Malen nach der direkten Anschauung.

30. September 2017

Tag zwanzig.

Immer wieder fällt mir spät ein: Die sogenannten Mitbringsel von Reisen sollte ich nicht unterwegs kaufen, sondern daheim, oder wenn von unterwegs, dann bei Amazon bestellen. Die Suche nach dem Besonderen, das es zu Hause nicht gibt, ist inzwischen unsinnig geworden: Es gibt alles überall. Und wenn auch nur drei bis vier Leute daheim bedacht werden sollen, muss man entweder vorher schon sein Gepäck so planen, dass Platz und Gewicht frei bleiben, oder man muss unterwegs Dinge aufbrauchen, wegwerfen, verschenken, damit Platz frei wird. Es ist schwierig, kleine und leichte Dinge zu finden, die aber trotzdem einen gewissen Wert haben, der sich gefühlsmäßig an der Dauer des Fernbleibens bemisst.

1. Oktober 2017

Tag einundzwanzig.

Ich schreibe zeitweise mehr, als ich male. Und ich kämpfe lange mit einem neuen Bacon-Portrait, bei dem ich dreimal jede Partie zerstöre und neu male. Am Ende hat es eine Art akademische Klassik, aber weil ich statt der kompletten Neuanlage jeweils nur einzelne Partien überarbeitet habe, entspricht zuletzt die Großform der Charakteristik Bacons nicht nach Wunsch. Mir gelingen fast grundsätzlich die schnellen Arbeiten besser; das lange und detailreiche Ausarbeiten vernichtet die Frische und verbessert nicht unbedingt die Ähnlichkeit und vor allem nicht die Qualität des Bildes.

2. Oktober 2017

Tag zweiundzwanzig.

Ich schreibe endlich den Kondolenzbrief. Der Tod ist eine Ungeheuerlichkeit, zu der es eigentlich nichts zu sagen gibt. Aber die Lebenden brauchen trotzdem Worte.

Beim Abendessen sitze ich neben Kisha, der schwarzen Schriftstellerin aus New York. Sie erklärt allen neu Angekommenen, was sie alles nicht essen darf (z. B. Speisen mit Knoblauch und Zwiebeln, weißes Mehl). Dass sie trotz allem Dinge findet, die ihr bekommen, sieht man an ihrer drallen Figur. Sie hat stattliche Hüften, ein enormer Busen liegt auf einem ausladenden Bauch, ihr Kopf sitzt halslos in einem Schwimmreif von Speck. Sie erscheint grundsätzlich als Letzte am Tisch, aber dies ist nicht der Grund, warum sie immer mit dem Essen als Letzte fertig ist: Sie kann einfach mehr essen als alle anderen.

Sie unterhält sich mit dem irischen Filmemacher und der italienischen Künstlerin über die

Schwierigkeiten, in New York eine Beziehung zu führen: Die Menschen seien unfähig, sich auf andere wirklich einzulassen, und in den Zeiten von Tinder sei die Beziehungsunfähigkeit eher noch größer geworden. Männer checkten oft den Wohnort in den Profilen; in Kombination mit dem Beruf ergebe sich dann für viele die Botschaft: Da kann ich mich andocken, einziehen und günstig leben.

Als sie von ihrem Expartner spricht, bricht sie in Tränen aus. Er hatte sie für eine andere verlassen, und als er von der rausgeschmissen wurde, kam er wieder angekrochen, um günstig zu wohnen. Sie habe ihn aber nicht mehr reingelassen. Eigentlich, sagt sie, sei sie auf der Suche nach einem Mann, mit dem sie ein Kind haben könne. In New York eine schwierige Sache. Die Italienerin, die auch schon eine Ehe hinter sich hat, tröstet Kisha und legt ihr die Hand auf den dicken Arm.

Abends kommt Neil ins Atelier, und ich mache das dritte Portrait von ihm. Das erste, das ich vor zwei Wochen gemalt habe, und das ihn nicht wirklich trifft, ist trotzdem das beste Bild: in fünf Minuten hingerotzt, frisch und ausdrucksstark.

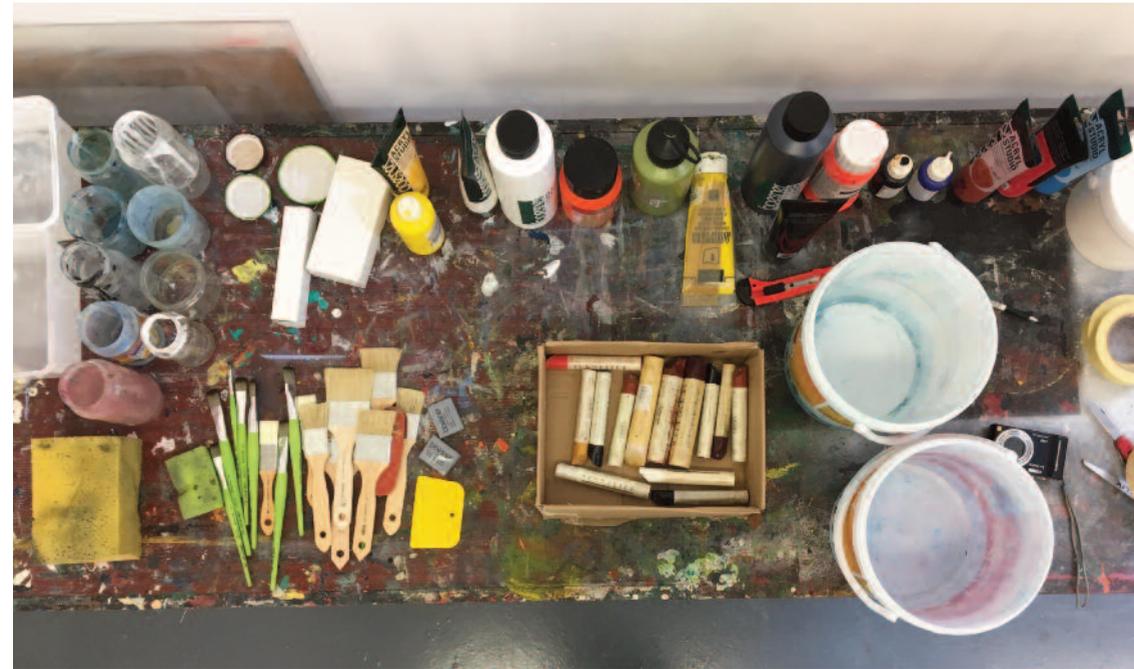
Wir fahren mit einer neu angekommenen Balletttänzerin ins Stag Inn, um den dritten Teil der Sendereihe von Neil „The Power of Music“ anzusehen. Teddy ist wieder in der Bar und hat schon ordentlich geladen. Wie immer verkrümeln sich die anwesenden Gäste in den anderen Teil der Bar, als wir den Fernseher auf BBC2 einstellen. Im heutigen Teil der Sendung kommen endlich die Akteure, die man in den ersten beiden Folgen beim Proben gesehen hat, in einem Konzert zusammen, dessen Vorbereitungen (Aufbau, Beleuchtung, Tonproben) aber wieder viel mehr Raum beanspruchen als die lang ersehnten Ausschnitte von der Aufführung.

Neil ist sehr zufrieden und bekommt umgehend wieder eine Menge lobender SMS, unter anderem von der Witwe von Seamus Heaney.

Bei drei Porter erfahre ich von der Balletttänzerin, die ich auf ungefähr 45 Jahre schätze, dass sie seit 20 Jahren in einer irischen Folk-Ballett-Truppe von Tralee tanzt, inzwischen weniger als aktive Tänzerin, sondern mehr in der Ausbildung des Nachwuchses. Sie will mit einer Kollegin eine Woche lang, gefördert vom regionalen Art Council, ein eigenes Stück entwickeln. Beim Verlassen des Pubs lässt Neil wieder zur Begrüßung den Kofferraum seines Autos aufspringen. Der Wagen findet den Weg nach Hause wie von allein.

3. Oktober 2017 Tag dreiundzwanzig.

Inzwischen habe ich mir ein gewisses Geschick für Proportionen des Gesichts antrainiert, sodass es leichter wird, die grundsätzliche Anlage des Bildes einigermaßen in den Griff zu bekommen. Aber es fällt mir auf, dass ich dazu neige, Köpfe zu überlängen; speziell die Nase gerät oft zu lang. Im Kampf um das gelungene Bild siegt manchmal die Portraitähnlichkeit, manchmal die Malerei, selten beides. Es geht in den Endspurt, und ich ziehe eine



Art Bilanz: Ich habe weniger erreicht, als ich erwartet hatte; aber was hatte ich erwartet? Ich wollte einen guten Schritt weiterkommen in meiner Bildauffassung, in meiner Beherrschung der Mittel, wegkommen von dem, was ich schon kann. Beim unvermeidlichen Versuch, ein Bild gelingen zu lassen, entsteht am Ende aber doch immer wieder etwas, das dem ähnlich ist, was ich über die Jahre gemacht habe.

Es ist nicht leicht, über den eigenen Schatten zu springen, das Scheitern, das völlige Misslingen zuzulassen, das vielleicht die Chance zum Gewinn von Neuland wäre. Natürlich spielt das Auge da auch nicht mit: Was man als erhaltenswert auf dem Blatt betrachtet, das heißt: Woran man weiterarbeitet, ist ja immer das, was dem eigenen Wertekanon entspricht, der sich ein Leben lang gebildet hat. Man müsste analog der Evolution arbeiten: malerische Mutationen zulassen, die in den meisten Fällen letal für das Bild wären. Und in einigen Fällen eine Art Satori erzeugen würden, eine erhaltenswerte Neuerung. Die es aber zunächst zu erkennen gälte: In den meisten Fällen würde sie sicher verworfen, übermalt, ausgelöscht, bevor sie als eigentlich wunderbarer Gewinn auffiele.

Ich bin aber zufrieden mit der schieren Menge der Arbeiten, die ich geschaffen habe. Und dieser Fleiß hat, trotz der widrigen Umstände, die das eigentlich nicht ideale Papier mit sich brachte, eine Geläufigkeit erzeugt, die es zu erhalten gilt. Statt der großen Schritte, die ich tun wollte, haben sich kleine Schritte ergeben, die ich zu Hause weiterverfolgen werde. Ich habe mir hier gegönnt, durchaus akademisch zu studieren, was daheim meist durch den Zeitdruck und anstehende Ausstellungen unmöglich ist. Dadurch sind eine Men-

ge arg konventioneller Bilder entstanden; aber das ist auch das Privileg des Arbeitens in einem Stipendium: Es muss nicht jedes Werk auf das Ziel der Ausstellbarkeit, d. h.: der Gültigkeit hin gemalt werden. Und am Ende sind doch eine Handvoll sehr geglückter Blätter entstanden: *suitable for framing*.

4. Oktober 2017
Tag vierundzwanzig.

Bevor ich zu arbeiten beginne, wasche ich meine Wäsche und gehe hinauf zum Fairy Ring, einem seltsamen runden Platz im Wäldchen auf dem Hügel. Er ist fast perfekt kreisförmig und von einem kleinen Graben umgeben. In der Mitte ein Feuerplatz mit sicher seit langer Zeit dort liegenden verkohlten Ästen. Wahrscheinlich sitzt Sweeny, die irische Sagengestalt, hier irgendwo auf einem Baum.

Beim Abendessen sitze ich neben einer Schriftstellerin, die erzählt, dass sie neulich auf einer Gay-Hochzeit eingeladen war: Zwei Männer, die sie aus ihrer schottischen Kirchengemeinde kennt, haben als erstes Gay-Paar in der schottischen Kirche geheiratet. Sie schrieb den beiden eine Karte zum Geschenk: For groom & groom. Und fragte die beiden, wer denn nun von beiden durch die Kirche nach vorne geleitet werden würde, traditionell die Braut am Arm des Brautvaters. Einer der Männer erschien dann in der Tat im Kilt und wurde, da seine Eltern nicht mehr am Leben sind, von vier Freunden, zwei Frauen und zwei Männern, zum Altar geleitet, und alle sangen „*i offer you my hand*“, wozu der Bräutigam ein paar Tanzschritte vollführte. Er bekam das timing genau so hin, dass er auf „*hand*“ seinem Partner die Hände hinstreckte.

Ihr Sohn sei ebenfalls *gay*, aber wollte nicht zu der Hochzeit mitkommen. Von seiner Homosexualität, über die all seine Freunde und Studienkollegen schon lange Bescheid gewusst hätten, hätten sie und ihr Mann erst erfahren, als er schon im zweiten Studienjahr gewesen sei. Sie seien ein sehr liberaler Haushalt, und trotzdem habe ihr Sohn für sein innerfamiliäres *Coming-out* so lange gebraucht. Ihr sei es nur seltsam vorgekommen, dass er nie Freunde mit nach Hause gebracht habe; sie habe aber geglaubt, er schäme sich vielleicht für die Spießigkeit seiner Eltern.

Im Moment bereite sie ein Projekt mit einer Berliner Künstlerin vor, die weltweit Geräusche von Wasser sammelt. Sie selbst werde Gedichte schreiben, Haikus und mäandernde längere Texte, die auf einem mit einem Regenschirm abzuschreitenden Weg zu hören sein sollen: aus einem im Regenschirm angebrachten Lautsprecher. Dazu die Wasser-Sounds und in Passagen, in denen das Publikum zur nächsten Station weitergehen soll, das Geräusch von tropfendem Wasser. Es sollen fünf verschiedene Abschnitte werden, jeweils auf eine Zeitepoche bezogen. So soll z. B. die Ermordung Rosa Luxemburgs und die Beseitigung ihres Leichnams im Landwehrkanal eine Station werden und auch die Neuzeit mit dem Thema der übers Wasser kommenden Migranten ihren Platz finden.



KISHA

Abends kommt Kisha ins Atelier, und ich mache zwei Portraits von ihr, während sie eine Art Monolog über ihr Leben in New York hält. Sie lebt in erster Linie von Airbnb, indem sie einen Teil ihrer Wohnung vermietet. Besonders Medizinstudenten aus wohlhabendem Haus mieteten sich oft bei ihr ein, weil sie in idealer Lage zu einer Uniklinik in Brooklyn wohne. Sie nimmt ungefähr 100 Dollar die Nacht und akzeptiert keine Gäste für weniger als fünf Tage. Während sie auf Stipendienaufenthalt in Irland ist, verdient sie so das Geld für den Rest des Jahres.

Als sie gegangen ist, mache ich noch ein weiteres Portrait von ihr, nach einem Foto, das ich zu Beginn der Session aufgenommen hatte. Es gelingt weit besser als die anderen. Dann noch ein Portrait von Gerhard Richter in jungen Jahren. Man sieht auf dem SW-Foto, das mir als Vorlage dient, einen sehr entschlossenen und selbstbewussten Mann mit einem leicht spöttischen Zug um den Mund. Richter hat, wie auch auf viel späteren Fotos, Augen mit geradezu stechenden kleinen Pupillen.

5. Oktober 2017

Tag fünfundzwanzig.

Beim Frühstück sitzt ein Schriftsteller am Tisch, der gerade ein Drehbuch für einen Film schreibt. Er hat früher mal in Nürnberg und in einem kleinen Ort in Hessen gelebt und gearbeitet, weil er sich in eine Deutsche verliebt hatte. Was ihn in seiner Arbeit erstaunte, war, dass es um neun Uhr hieß: Frühstückspause!, und alle ihre erste Flasche Bier tranken. Die Freundin kam dann nach Irland, um Archäologie zu studieren, und ist heute mit einem irischen Archäologen verheiratet. Ich gehe ins Atelier, um, wie ich sage, den Endspurt anzupacken; ich lerne: *home straight* ist der englische Ausdruck. Ein sonniger Herbsttag, kein Grund für einen Blues. Aber eine leichte Melancholie stellt sich ein.

Da ich auf Papier nichts zustande bringe, fahre ich nach Monaghan, um Rollen für den Versand meiner Arbeiten zu besorgen. Beim Abendessen unterhalte ich mich mit der Schriftstellerin, die mir gestern von der Gay-Hochzeit erzählt hat. Heute sprechen wir über Howard Hodgkin, einen Maler, den sie sehr schätzt und den ich zum ersten Mal im Katalog der Ausstellung „a new spirit in painting“ entdeckte, vor gefühlt zwanzig Jahren oder mehr. Google sagt mir: 1981, Royal Academy. Der Katalog hat also meine Akademiezeit stark beeinflusst und ist 36 Jahre alt. Damals kamen mir die kleinen Bilder von Hodgkin, die im Grunde nichts als gemalte Rahmen in echten, bemalten Rahmen sind, großartig vor. Meine Verehrung begann aber bald zu bröckeln, vorallem die Bilder, in denen dann doch Gegenständliches auftaucht, zeigen meiner Ansicht nach, wie simpel die Welt des Malers gestrickt ist, wie wenig Mittel er besitzt und wie er sich deshalb immer wiederholt, auf eine dekorative Art. Er macht dabei nichts falsch, wenn es um die Eroberung großen Publikums geht: Die Bilder sind starkfarbig, leben in erster Linie von hohen Kontrasten (Rot-Grün, Blau-Orange/Gelb), sind das, was auch eher kunstferne Betrachter als „richtige Malerei“ empfinden dürften (breite Pinselstriche, flott gesetzt, die deutlich die Struktur von Pinsel und Farbe erkennen lassen), und strahlen eine problemfreie Heiterkeit aus. Besonders das



Bemalen der Rahmen mancher Arbeiten wirkt dann aber doch sehr effekthascherisch. Die Schriftstellerin kann meiner Leidenschaft für die als extremes Gegenbeispiel genannten Bilder von Morandi nicht folgen: Sie findet sie langweilig. Erst recht nichts anfangen kann sie mit den abgeschabten wirkenden Objektbildern von Lawrence Carroll. Der schreitet, zugegebenermaßen, zwar auch nur ein sehr kleines Feld der Möglichkeiten aus (und hat damit eine Seelenverwandtschaft zu Morandi) und ist durchaus anfällig für Anwendungen von Kitsch (wenn er Objekte wie angestrichene Kunstblumensträuße auf seine Kisten montiert), aber die Werke fallen mir fast immer positiv auf, wenn ich auf sie treffe, zuletzt auf der vorigen Biennale in Venedig.

Der Schriftsteller, der mir über seine Zeit in Deutschland berichtet hatte, bringt eine Platte, auf der ein letztes Stück Fleisch liegt, und sagt auf Deutsch: „Anstandshappen“.

Ich lade, auf Anregung eines Schriftstellers, alle Anwesenden ein, mein Atelier zu besuchen, bevor ich die Sachen abnehme und zum Teil heimschicke (die gesamten Arbeiten werde ich nicht als Rolle unter dem Arm mit ins Flugzeug nehmen dürfen). Es kommen viele, und es stellt sich eine Art Vernissageatmosphäre ein, mit angeregtem Geplauder, bei



dem nach kurzer Zeit die Bilder in den Hintergrund geraten. Später kommt noch eine Schriftstellerin aus einem der Cottages, die eine Flasche Wein und ein paar Gläser mitbringt, mit denen sie die letzten Gäste versorgt.

Meine Tischnachbarin vom Abendessen, die sich gewünscht hatte, portraitiert zu werden, drängt nun zur Tat, und ich fange wider besseres Wissen an zu arbeiten, obwohl noch ein paar Leute im Atelier plaudern. Ich bin unkonzentriert, und ich selbst hätte die Frau nie ausgesucht: Ich kann keine Vorstellung von dem Gesicht entwickeln. Weder ihre Augen noch die Nase, noch der Mund und erst recht nicht die Gesichtsform haben etwas Eindruckliches, Besonderes. Ich lege die Proportionen falsch an, korrigiere aber nicht, und das Bild gerät immer mehr zu einem mühsamen Detailgebastel, bei dem am Ende weder der Ähnlichkeit Rechnung getragen ist, noch die reine Malerei irgendeine Qualität hätte. Schließlich, nach einer Stunde, gebe ich auf und gestehe, dass es mir nicht gelungen ist, ein brauchbares Bild zustande zu bringen. Da wir uns da einig sind und ich die Enttäuschung merke, mache ich ein Foto von der Dame und mühe mich, als sie gegangen ist, nach dem Foto ein wenigstens ähnliches Bild zu malen, was leidlich gelingt.

Trotzdem gehe ich deprimiert zu Bett, weil ich mir ohne Not selber eine Niederlage beigebracht habe, am Ende der Studienzzeit hier. Ich habe das Gefühl, wieder ganz am Anfang zu stehen. Dass das nicht stimmt, ist mir theoretisch klar, aber es tröstet heute nicht.

6. Oktober 2017

Tag sechszwanzig.

Neil spricht am Frühstückstisch mit Schriftstellern über ein Gedicht von Seamus Heaney, „*The given Note*“, in dem eine Insel genannt wird, die der Familie des ehemaligen Premierministers gehörte. Der sei ungemein korrupt gewesen und steinreich geworden – niemand wusste, womit. Er sei gern mal nach Paris gejettet, um sich 500-Euro-Hemden maßschneidern zu lassen.

The Given Note

*On the most westerly Blasket
In a dry-stone hut
He got this air out of the night.
Strange noises were heard
By others who followed, bits of a tune
Coming in on loud weather
Though nothing like melody.
He blamed their fingers and ear
As unpractised, their fiddling easy
For he had gone alone into the island
And brought back the whole thing.
The house throbbed like his full violin.
So whether he calls it spirit music
Or not, I don't care. He took it
Out of wind off mid-Atlantic.
Still he maintains, from nowhere.
It comes off the bow gravely,
Rephrases itself into the air.*

Seamus Heaney

from the collection 'Opened Ground, Poems 1966-1996,
published by Faber and Faber 1998

Ich rolle die Hälfte der hier entstandenen Blätter zusammen und stecke sie in eine Plastikrolle, wo sie sich sofort so sehr einklemmen, dass ich, um sie daheim wieder herauszubekommen, vermutlich die Plastikrolle zerstören muss. Die Kopf-MRTs, die ich eigentlich übermalen wollte, nehme ich als Aufgabe für zu Hause unbearbeitet wieder mit. Einen Karton mit Arbeitsmaterialien und Kleinkram richte ich ebenso für den Postversand her.

Im Büro bezahle ich den Wein (da er nicht wirklich gut ist, weder der Weißwein, den sie hier verkaufen, noch der Rote, habe ich im ganzen Monat nur drei Flaschen auf der Liste; Diana Souhami hat's in 1 1/2 Wochen auf das Doppelte gebracht), und die Fotokopien. Macht 31 Euro, ich runde auf 100 auf, „ein kleiner Beitrag zu den Orgien, die das Personal in der Winterpause für gewöhnlich hier zu feiern pflegt“, wie ich sage. Die Bürodamen kriegen sich nicht mehr ein vor Lachen. Dann fahre ich zur Post in Newbliss, die, wie fast überall, ganz

hinten im Supermarkt einen Schalter unterhält. Der Versand der Rolle, des Pakets mit den Headscans und des Kartons mit den Arbeitsmaterialien kostet zusammen flote 180 Euro.

Am Abendessentisch sitze ich in der Nähe eines Schriftstellers mit langem, schmalem Gesicht, kurzgeschorenem Schädel und sehr starkem Ausschlag. Er habe, verrät mir Diana, keine feste Wohnung, er lebe immer wieder woanders, so z. B. in einem Leuchtturm, sei oft auf Reisen. Er macht Fernwanderungen und schreibt darüber.

Er kommt später ins Atelier, und während ich ihn portraitiere, fragt er mich sehr interessiert über meine Gefühle und Erfahrungen beim Portraitmalen aus. Er kennt sich in der zeitgenössischen Kunst sehr gut aus, scheint einigermaßen belesen, und hat schon mit autistischen Kindern gearbeitet und jahrelang wohl auch im Medizinsektor mit MRT-Untersuchungen zu tun gehabt. Er berichtet von der Lektüre von Oliver-Sacks-Büchern, dass dieser Autor unter Prosopagnosie (Gesichtserkennungsschwäche) gelitten, und das erst ganz spät in seinem Leben öffentlich bekannt habe. Er habe selbst seine Assistentin nur schwer erkennen können, und sie musste deshalb immer bestimmte charakteristische Accessoires tragen.

Ich male zwei Portraits, von denen das erste einigermaßen in die Hose geht, das zweite aber ein ganz brauchbares Bild wird, und er entscheidet sich, als er eins aussuchen darf, für letzteres.

Als er gegangen ist, male ich ungeheuer rasch und konzentriert noch ein drittes Bild, das wirklich gut wird. Danach noch einen Blumenstrauß nach einem Foto, das ich im Speisezimmer geschossen habe.

7. Oktober 2017

Tag siebenundzwanzig.

Beim Frühstück ist die alte Malerin Janet Pierce da, die ein Haus auf dem Gelände besitzt und in einer Woche für ein halbes Jahr nach Portugal gehen wird, wo sie zu überwintern pflegt.

Sie gehört einem exklusiven Club an, der nur 80 Mitglieder hat und in den man berufen werden kann, wenn man Außerordentliches zur Kultur Irlands beigetragen hat. Es wird immer nur ein Sitz frei, wenn ein Mitglied verstirbt. Sie erhält eine sehr hohe jährliche Apagne und kann es sich leisten, viel zu reisen und im Ausland zu leben.

Im Hauptgebäude hängen zwei abstrakte Bilder von ihr, davon eines mit viel Blattgold, das entfernt an Bilder von Rothko erinnert. Die Verwendung von Gold im Bild komme von einer Kooperation mit einem indischen Dichter; sie selbst lebte zehn Jahre lang in Indien, bis ihre Kinder sie nach einem Schlaganfall drängten, nach Europa ins heimische Gesundheitssystem zurückzukehren. Sie hat eine Privatversicherung und klagt über die öffentliche Krankenversicherung: In Nordirland müsse man vier Jahre auf eine Knieoperation warten, in der Republik drei, wenn man nicht privat Zusatzversichert sei.





Sie lädt die Schriftstellerin, deren Portrait mir so missglückt ist, und mich für heute Abend zu einem Gin Tonic vor dem Abendessen in ihr Haus ein.

Ich nehme im Studio alle Arbeiten von der Wand ab, und es ist seltsam, wie groß der Raum plötzlich wieder ist. Ich habe zwischen 70 und 80 Arbeiten geschaffen, und eine Handvoll ist wirklich gut geworden.

Um 18 Uhr gehe ich mit Stephanie zu Janet Pierce. Sie hat das Haus als Ruine gekauft, als sie von ihrem Mann verlassen wurde, und im Stil der Tyrone-Guthrie-Häuser wieder aufbauen und erweitern lassen. Es ist das ehemalige Pförtnerhaus, in dem zu Zeiten Tyrone Guthries so illustre Gäste wie Laurence Olivier (der dort sogar seine Flitterwochen verbracht haben soll) und Alec Guinness gewohnt haben. Alles ist hell und vergleichsweise geschmackvoll eingerichtet. Es gibt den in England obligatorischen falschen Kamin, in dem eine Projektion das Glosen von Holzscheiten simuliert, und es gibt ein Tischchen mit Buddha-Figuren, Räucherstäbchen und einem Foto ihres indischen Gurus. Es fehlen aber

die sonst üblichen schweren Landhausmöbel, der ganze dunkle Nippes. Der Seitenanbau ist hell und freundlich, und es gibt einen kleinen Zen-Garten.

Während ich einen kleinen Katalog mit Gedichten des indischen Dichters und ihren Bildern durchblättere, unterhält sie sich mit Stephanie über ihren Lover, einen Pakistaner, den sie kürzlich in die Wüste geschickt hat, weil man sich mit ihm nicht vernünftig über Kunst unterhalten konnte. Und das, obwohl er als ehemaliger Lehrer eigentlich gebildet sein sollte. Janet war zunächst verheiratet mit einem schottischen Architekten, mit dem sie drei Kinder hatte, bevor sich herausstellte, dass er homosexuell ist. Mit ihrem neuen Mann, einem renommierten Künstler, zog sie nach Irland, und kam durch ihn in die Kreise anerkannter Maler und Schriftsteller. A. R. Penck wohnte eine Zeit lang in ihrem Haus (er war aus Steuergründen nach Irland gezogen), Seamus Heaney lebte in der Nachbarschaft.

An den Wänden hängen Aquarelle mit See-Motiven, deren Rahmen mit dehnbare Schutzfolie umwickelt sind: Es sei ihr zu mühsam, sie auszuwickeln und für die nächste Schau wieder zu verpacken. Die Bilder sind, wie auch ihre Leinwandarbeiten, von großer Beliebtheit: Die Arbeiten riskieren nichts und wiederholen immer wieder die gleichen dekorativen Effekte. Die Verwendung von Goldfolie in Leinwandarbeiten, ihr Markenzeichen, soll östlich-spirituelle Energie ausstrahlen, macht aber aus manchem Werk nur Kitsch.

Ich gehe nach dem Abendessen ins Atelier und male in rascher Folge ein Bild nach einem frühen Portraitfoto von Pierre Bonnard, dann weitere von Camille Claudel, Chaim Soutine und Joseph Beuys. Heute gelingt mir viel; ich weiß, was ich tue, und habe ein sicheres Gefühl im Umgang mit Helldunkel, Viskosität der Farbe und der Geschwindigkeit, mit der ich den Pinsel setzen muss. Ich male zunehmend nur noch mit breitem Pinsel, auch die feineren Details, für die ich die Ecke des Flachpinsels nutze. Heute habe ich doch das Gefühl, an Erfahrung und Können zugelegt zu haben in den vergangenen vier Wochen. Neil kommt ins Atelier und entscheidet sich für das erste von drei Portraits, die ich von ihm gemalt habe: das spontane Fünf-Minuten-Bild.

8. Oktober 2017

Tag achtundzwanzig.

Janet Pierce kommt ins Atelier und sieht sich meine Arbeiten an, die in Stapeln auf den Arbeitstischen liegen. Ich mache ein Foto von ihr, um später ein Bild zu versuchen. Sie ist sehr dick, geradezu walzenförmig, und hat ein grünes Samtgewand an, das sie ein wenig wie eine freundliche Kröte aussehen lässt.

Tatsächlich gelingt das Portrait nicht schlecht; die Farben sind etwas seltsam, denn zunehmend gehen mir einzelne Farben aus, und ich male nun mit dem, was ich noch habe, wobei der Helligkeitswert wichtiger ist als die Farbe selbst. Dann noch ein Bild des frühen Duchamp, nach einem Foto von Man Ray. Hier ist die Ähnlichkeit nicht sehr groß, aber das Bild als solches funktioniert.

Es wird Zeit einzupacken. Neil verabschiedet sich; er wird in den nächsten Wochen noch

öfter kommen, um seine Komposition bis Weihnachten abzuschließen. Ich wünsche ihm alles Beste für seine Tochter, die Kunst studieren will, aber ein Jahr Auszeit nimmt, weil sie gerade gehäuft epileptische Anfälle hat. Neil sagt, was er auf Deutsch zu kennen glaubt: „Du bist eine scheißen Kartoffelpuffen!“ Ich werde ihn vermissen.

Dann beginne ich, das Atelier auszuräumen. Es fühlt sich seltsam an, nach der langen Zeit, in der alle Wände mit Bildern bedeckt waren, den Raum wieder kahl zu sehen. Meine Papiere ergeben eine mächtige Rolle, obwohl ich schon eine ganze Menge Arbeiten per Post heimgeschickt habe. Ich hoffe, Air Lingus ist gnädig und lässt mich damit in die Kabine.

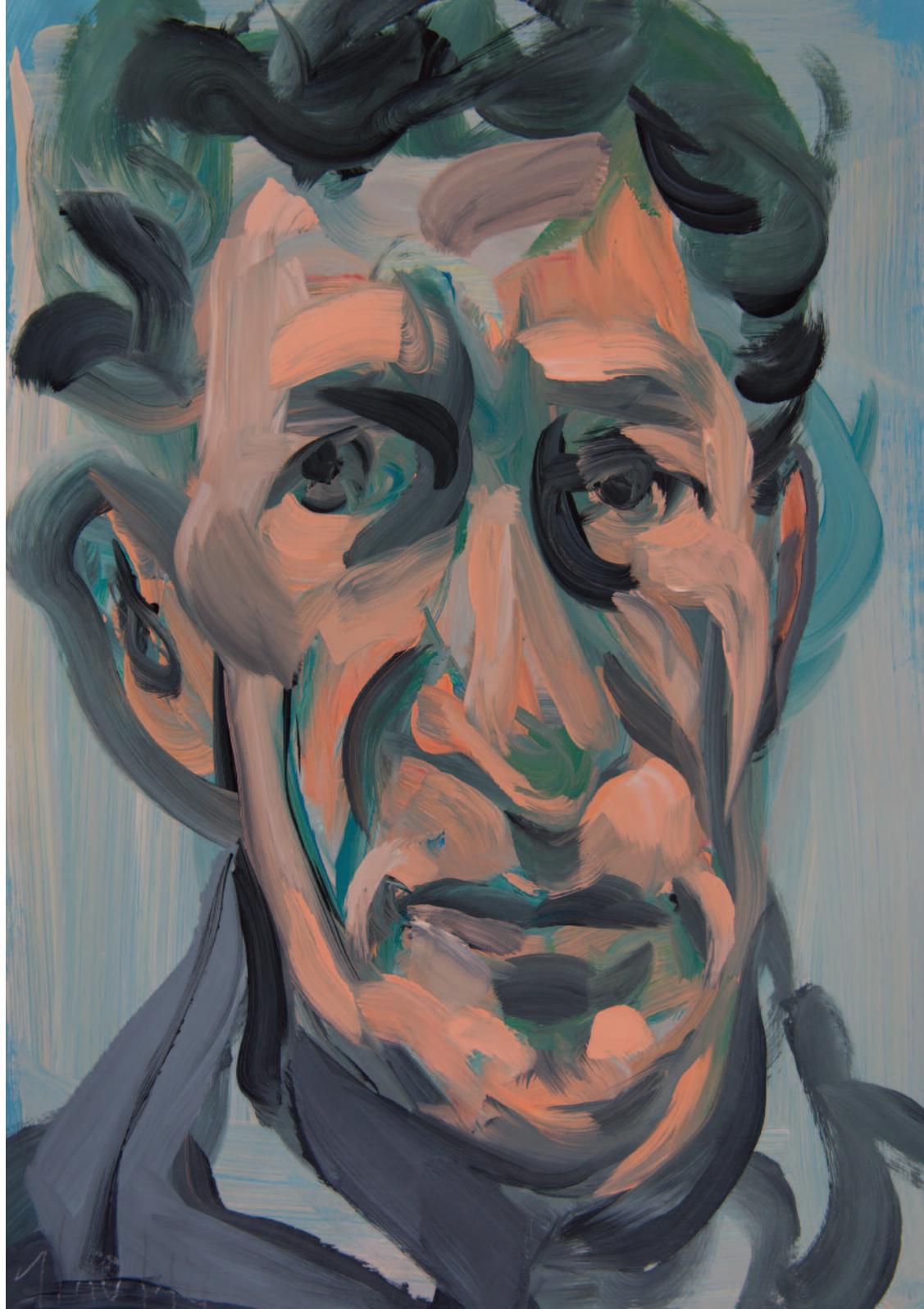
Im Druckatelier ist Mathew Gammon dabei, Radierungen von seinen Fotos zu drucken. Er ist ein Fan von den Bechers und von Ansel Adams, dessen langjähriger Assistent ihn in die Geheimnisse der Dunkelkammertechnik eingeweiht hat. Als äußerst perfektionistischer Frickler hat er sich eine Qualität erarbeitet, die ich auf diesem Niveau noch nicht gesehen habe. Er belichtet seine SW-Fotos zunächst auf Stahlplatten, danach setzt er eine Rasterfolie mit Streuraster in ca. 80-er bis 100-er Korn darauf. Der Reichtum an Grauwerten, die er erzielt, ist fabelhaft. Seine Motive sind Pflanzenteile, Landschaften, Ausschnitte aus Industriearchitektur; er ginge gut als Becher-Schüler durch.

Beim Abendessen sitze ich neben Matt, den ich vorgestern portraitiert habe. Ich erfahre, dass er Spezialist für bildgebende Verfahren im Medizinsektor, speziell im Bereich der Alzheimerforschung, war. Er hat in Frankfurt an der Uniklinik gearbeitet, fühlte sich aber zunehmend ausgebeutet und ist seit vier Jahren als Trailrunner unterwegs. Er ist technisch sehr erfahren und sagt, er laufe normalerweise ca. 100 km am Tag im Gebirge. Er will den Winter in den Pyrenäen verbringen; um Geld zu sparen, will er auf Berghütten mitarbeiten. Er schreibt Gedichte über seine Erfahrungen auf den Fernwanderungen und Bergläufen und erzählt, dass er seine Lebensweise als eine Art Kunst betrachte, wie andere die Installationskunst. Emotionaler Abschied von Kisha und Diane. Diane, die 77 ist und einen Hang zum Pessimismus hat, sagt: Werden wir uns jemals wiedersehen? Könnte ich mir vorstellen: Sie wohnt im Zentrum von London, das ist nicht aus der Welt.

Koffer packen. Ich werfe meinen Malpullover, der aus dem Leim zu gehen beginnt, und meine Malhose weg, und schon passen die Geschenke in den Koffer. Müssen sie auch, denn wenn ich die Rolle mit in die Kabine nehmen will, sollte sie das einzige Extrastück außer dem Handgepäckkoffer sein; der Laptop muss also da rein.

Und dann ist alles bereit zum Heimflug.

ALBERTO GIACOMETTI, 2017, Mischtechnik auf Papier 58 x 41 cm





HERR KERN, 2017, Mischtechnik auf Papier, 100 x 70 cm



G. R., 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm

LUCIEN FREUD, 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm



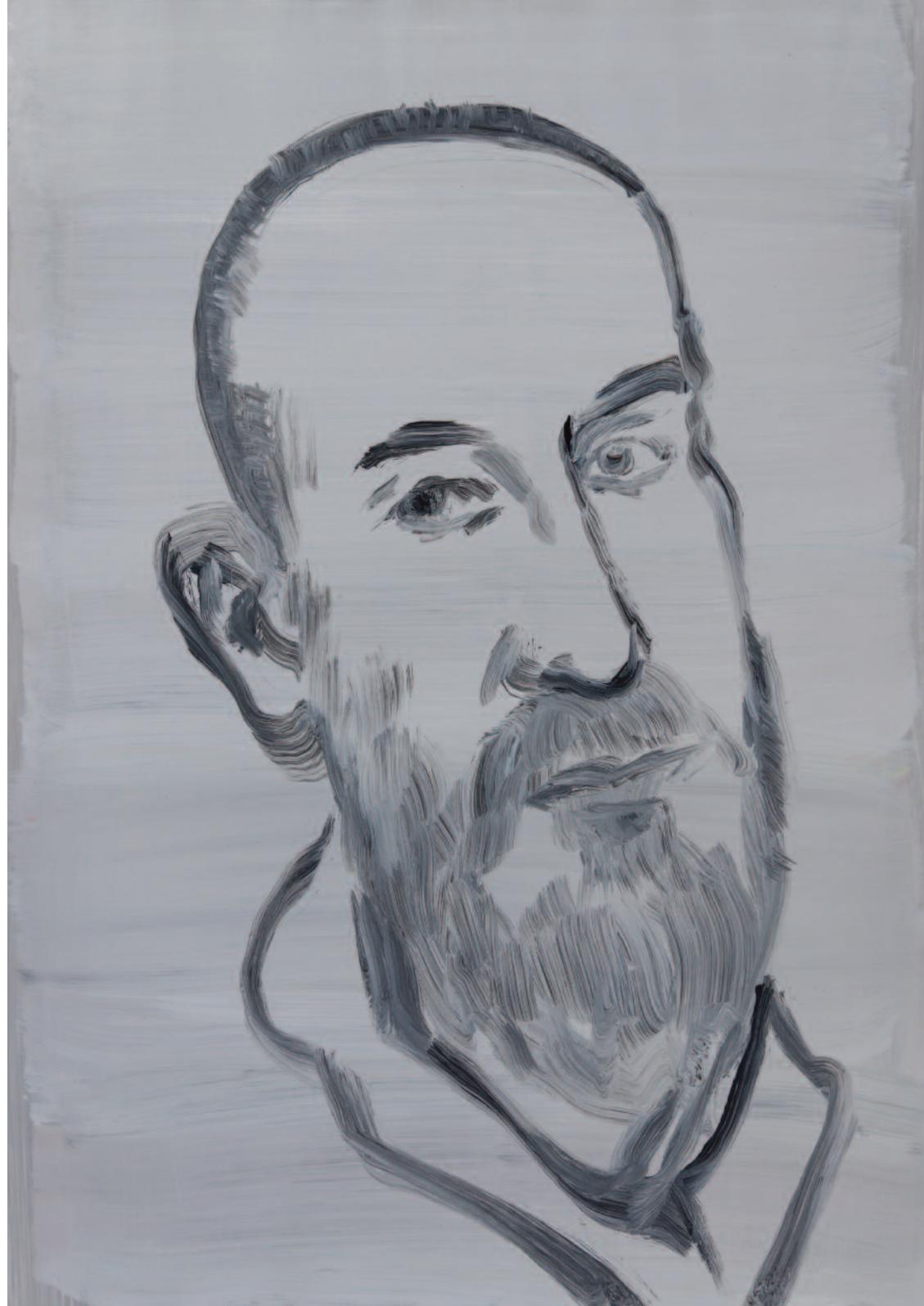
CHAIM SOUTINE, 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm





LOUISE BOURGEOIS, 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm

O. T., 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm





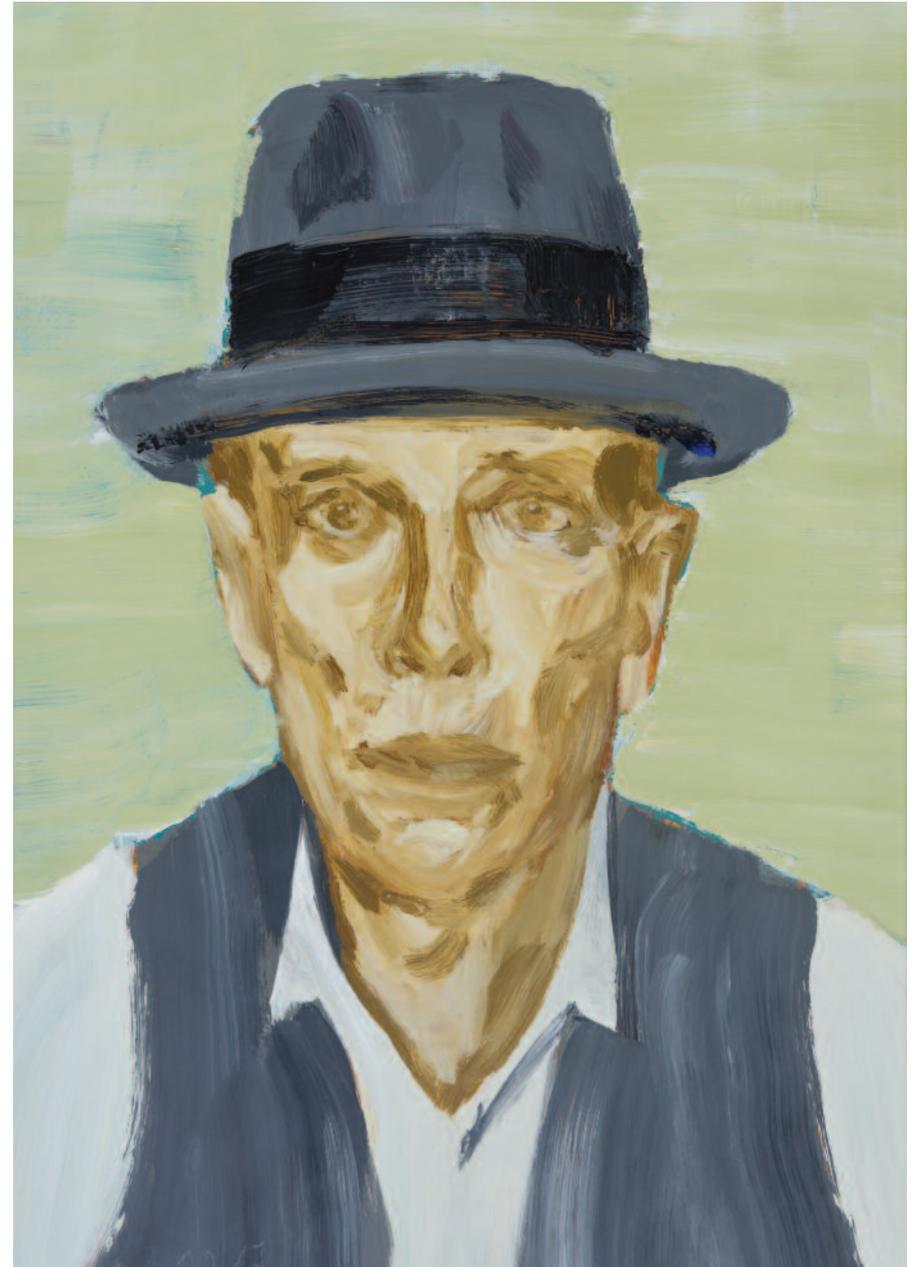
OSKAR KOKOSCHKA, 2017, Mischtechnik auf Leinwand, 58 x 41 cm



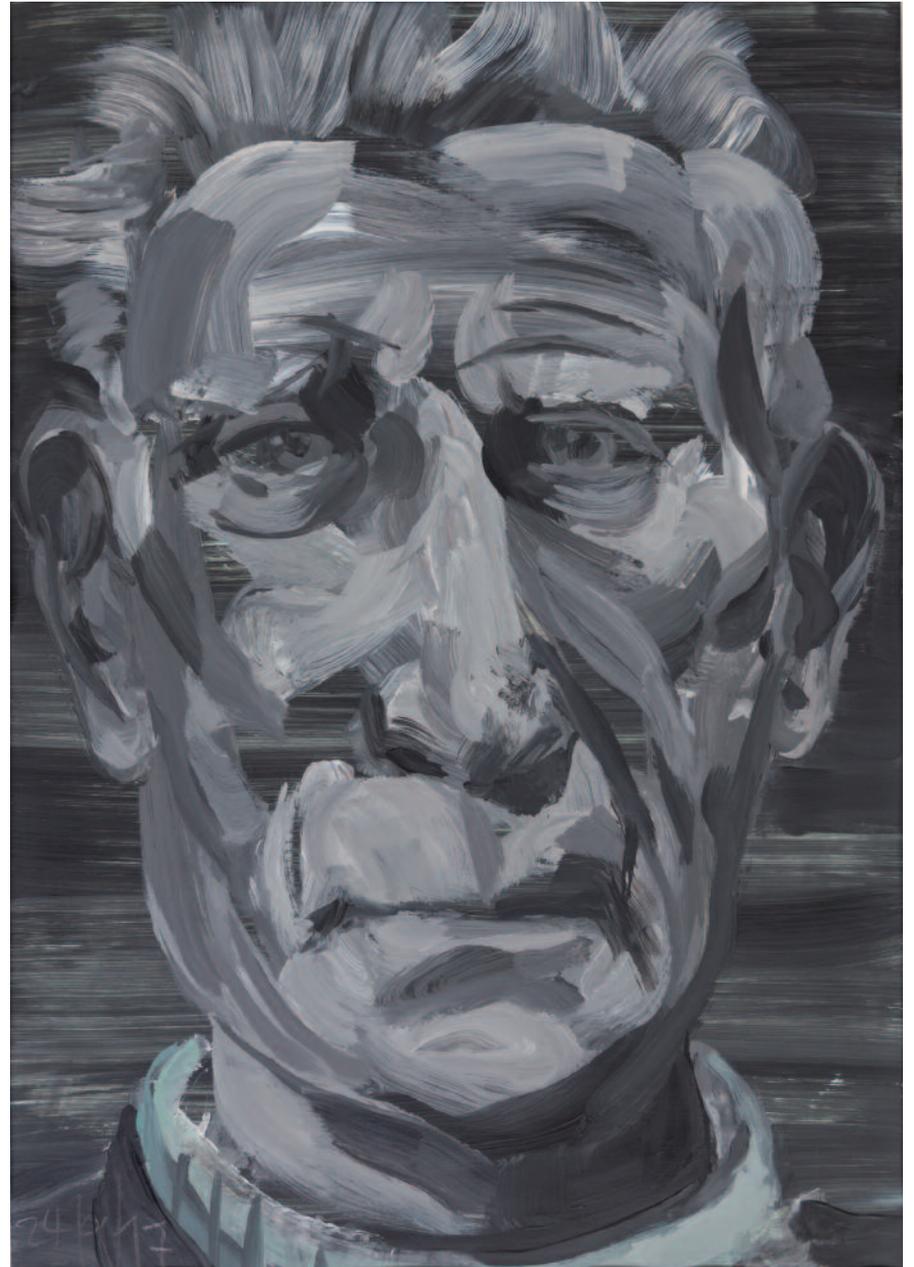
OHNE TITEL (PORTRAIT), 2017, Mischtechnik auf Leinwand, 58 x 41 cm



FRANK AUERBACH, 2017, Mischtechnik auf Papier, 100 x 70 cm



JOSEPH BEUYS, 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm

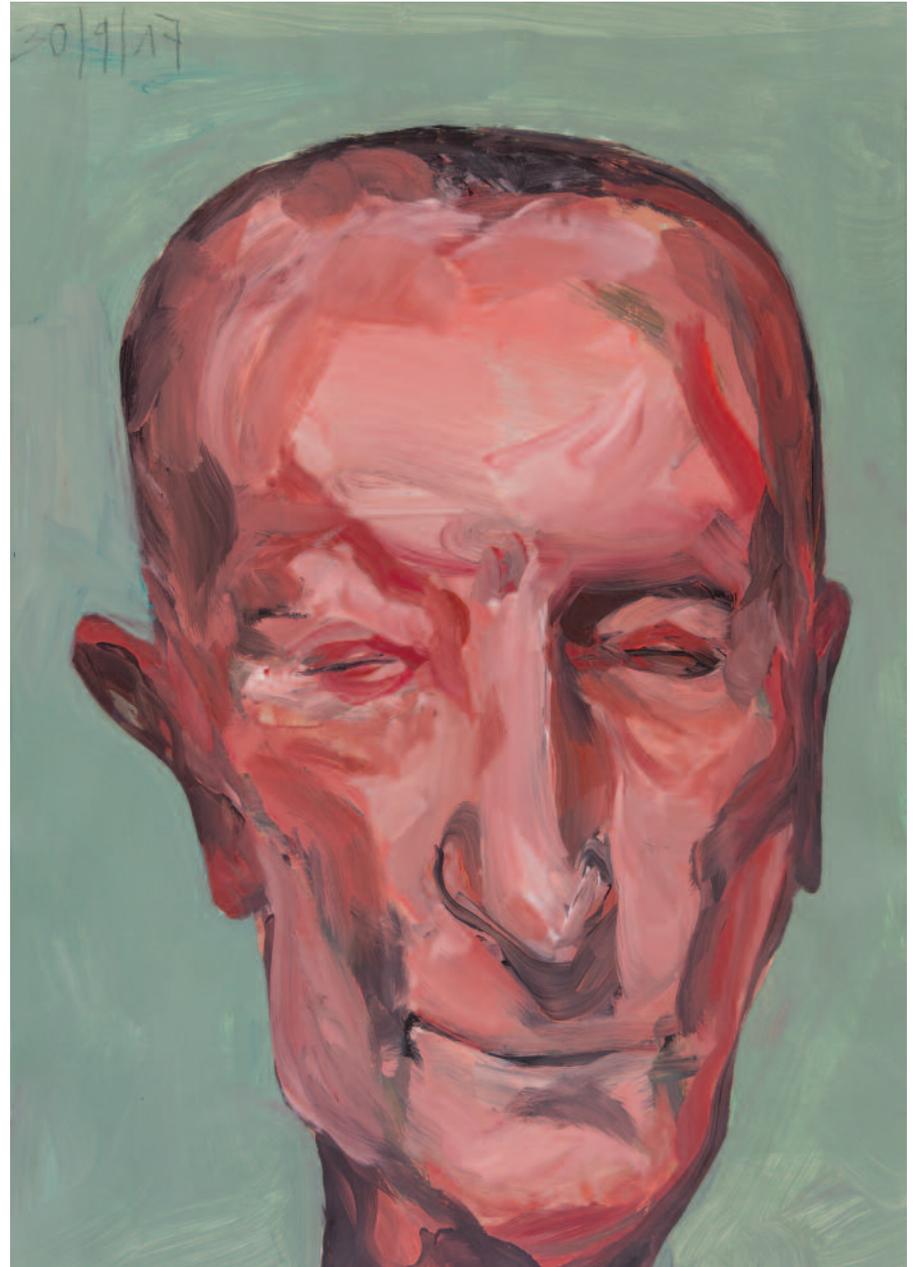


SAMUEL BECKETT, 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm



KISHA, 2017, Mischtechnik auf Leinwand, 100 x 70 cm

5/10/17



L. B., 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm



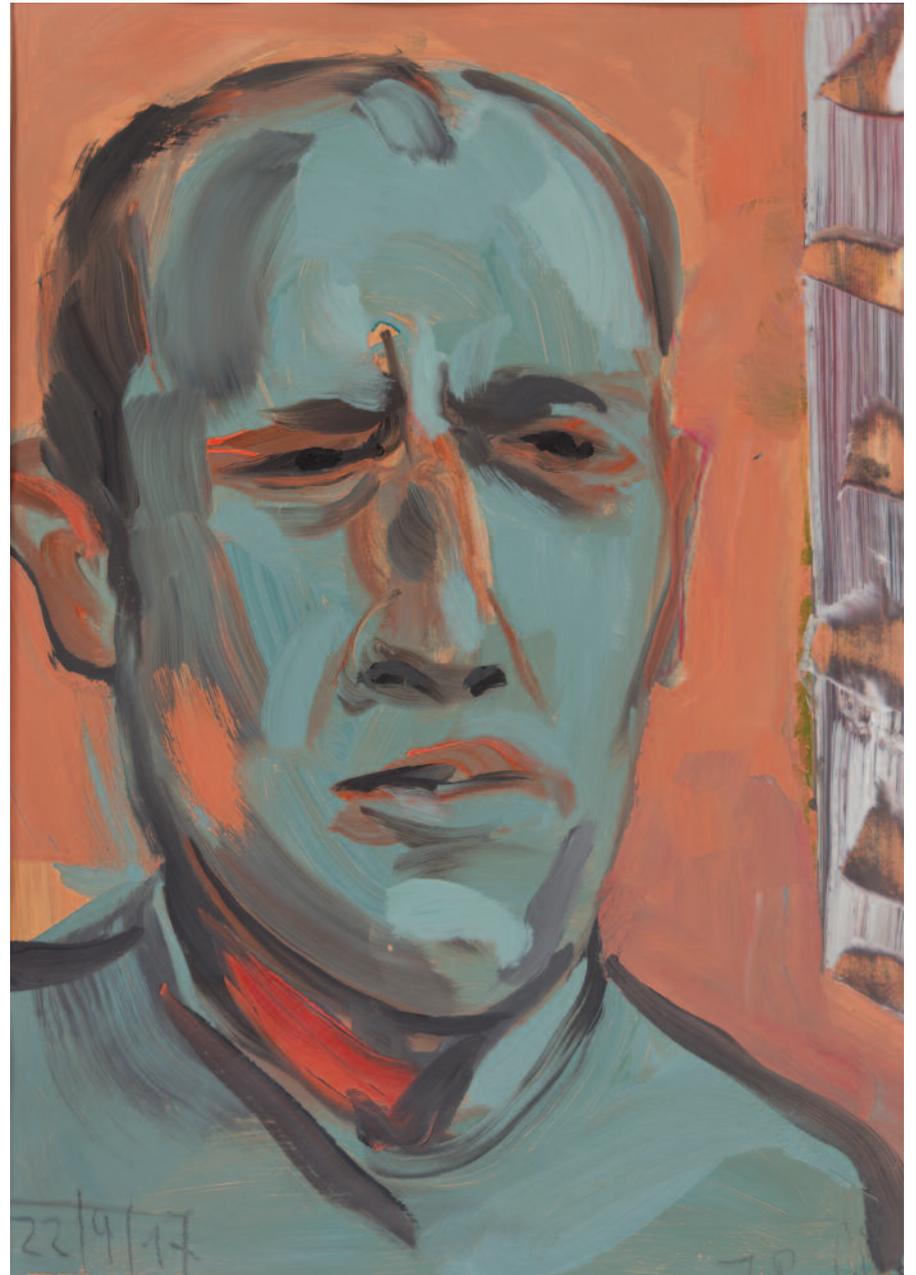
TED, 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm



DAVID HOCKNEY, 2017, Mischtechnik auf Papier, 70 x 100 cm

JANET, 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm





J. P., 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm



FRANCIS BACON, 2017, Mischtechnik auf Papier, 100 x 70 cm

O. T. (KOPF), 2017, Mischtechnik auf Papier, 100 x 70 cm





O. T. (KOPF), 2017, Mischtechnik auf Papier, 100 x 70 cm
LUCIEN FREUD, 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm



3/10/17



JENA, 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm



O. T. (KOPF), 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm
O. T. (KOPF), 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm



O. T. (LEE MILLER), 2017, Mischtechnik auf Papier, 100 x 70 cm

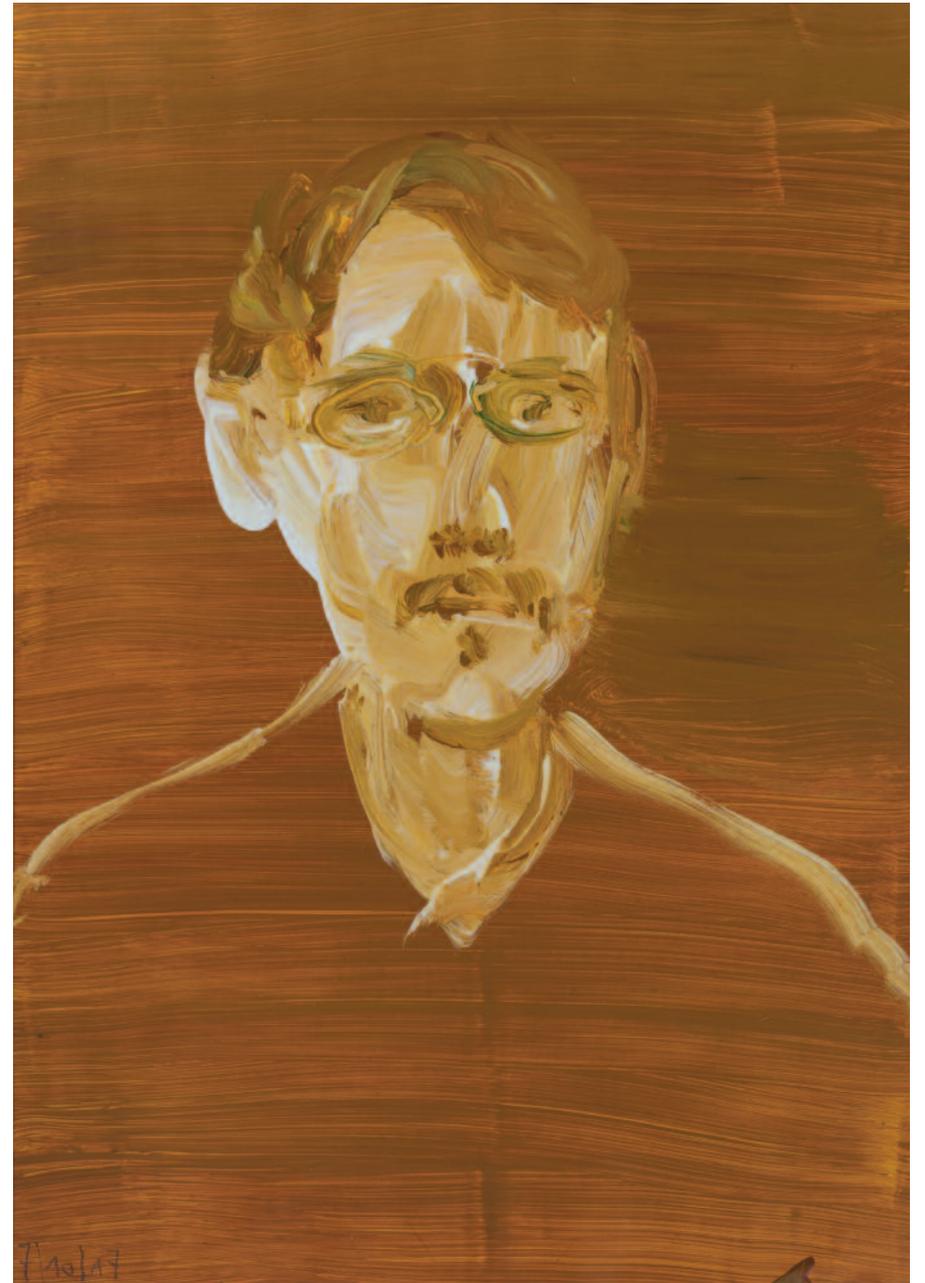


KISHA, 2017, Mischtechnik auf Papier, 100 x 70 cm



FRANCIS BACON, 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm





PIERRE BONNARD, 2017, Mischtechnik auf Papier, 58 x 41 cm



DAVID HOCKNEY, 2017, Mischtechnik auf Papier, 70 x 100 cm



O. T. (KOPF VOR ROSA), 2017, Mischtechnik auf Papier, 100 x 70 cm



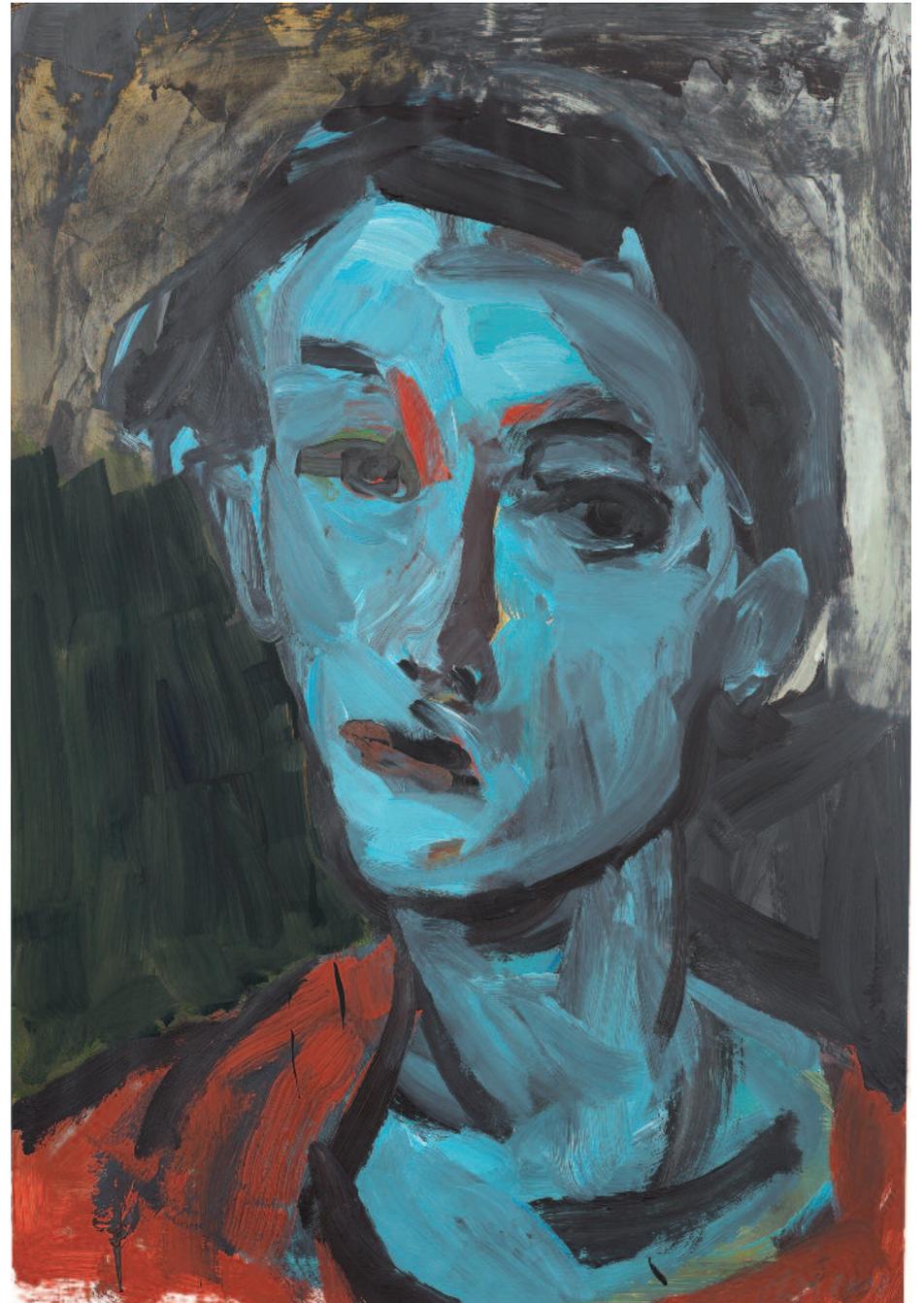
FRIDA KAHLO, 2017, Mischtechnik auf Papier, 100 x 70 cm

FIGUR IN WEISSEM TUCH, 2017, Mischtechnik auf Papier, 100 x 70 cm





GABRIELE MÜNTER, 2017, Mischtechnik auf Papier, 100 x 70 cm
BLAUER KOPF, 2017, Mischtechnik auf Papier, 100 x 70 cm



Fragebogen

Was ist für Sie das größte Unglück?

Keine Wahl zu haben.

Wo möchten Sie leben?

In meinem Körper.

Was ist für Sie das vollkommen irdische Glück?

Auf einer Dachterrasse über dem Campo dei Fiori dem Sonnenuntergang zusehen. Mit Getränk.

Welche Fehler entschuldigen Sie am ehesten?

Rechtschreibfehler.

Ihre liebsten Romanhelden?

Hans im Glück, Gantenbein, Der Fliegende Robert.

Ihre Lieblingsgestalt in der Geschichte?

Die Ritter der Kokosnuss.

Ihre Lieblingsheldinnen in der Dichtung?

Nicoletta (Down by Law, wenn Filmdrehbücher auch gelten), Die Sternseherin Lise.

Ihr Lieblingsmaler?

Picasso, Piero della Francesca.

Ihr Lieblingskomponist?

Charlie Parker.

Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Intelligenz.

Ihre Lieblingstugend?

Empathie.

Ihre Lieblingsbeschäftigung?

Denken.

Wer oder was hätten Sie sein mögen?

Ich bin ganz zufrieden als ich.

Ihr Hauptcharakterzug?

Neugier.

Was schätzen Sie bei Ihren Freunden am meisten?

Daß sie wissen, wann ich allein sein will.

Ihr größter Fehler?

3, 4, 23, 27, 28, 37, Superzahl 3. Und wie immer: nicht gespielt.

Was wäre für Sie das größte Unglück?

Als Nacktmull leben zu müssen.

Was möchten Sie sein?

Dreidimensional.

Ihre Lieblingsfarbe?

Alle Arten von Grau.

Ihre Lieblingsblume?

Selenicereus grandiflorus.

Ihr Lieblingsvogel?

Kavka (Kafka).

Ihr Lieblingschriftsteller?

Marcel Proust, Laurence Sterne, Harry Rowohlt und andere.

Ihr Lieblingslyriker?

Robert Gernhardt, Heinrich Heine, Hans Magnus Enzensberger.

Ihre Helden in der Wirklichkeit?

Meine Postboten.

Ihre Heldinnen der Geschichte?

Lysistrata und ihre Freundinnen.

Ihre Lieblingsnamen?

Klothilde, Erdmunde, Jessica, Uschi, Scholastika.

Was verabscheuen Sie am meisten?

Schamhaare im Bett des gerade bezogenen Hotelzimmers.

Welche geschichtlichen Gestalten verachten Sie am meisten?

Militärs.

Welche geschichtlichen Leistungen bewundern Sie am meisten?

Die Erfindung der Schrift.

Welche Reform bewundern Sie am meisten?

Die Trennung von Staat und Kirche.

Welche natürlich Gabe möchten Sie besitzen?

Sprachen lernen ohne Mühe.

Wie möchten Sie sterben?

Fröhlich.

Ihre gegenwärtige Geistesverfassung?

Bedenklich.

Ihr Motto?

Venceremos! Hasta la victoria siempre!

Felix Weinold
HEADS & HEROES

Text, Fotos und Gestaltung: Felix Weinold
© 2019
www.felixweinold.de

